Die

# Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

43. Jahrg. Scottdale, Pa., 7. Juli 1920. No. 27.

Der Mensch denkt

Über Gott lenkt

## Bis daß Er kommt!

Du Volk des Herrn, wie viel ist dir vertraut!
O halte, was du hast,
Ermanne dich, wer Zions Mauern baut,
Der achtet keine Last.
Sei treu im Beten, stark im Glauben,
Nichts soll dir dieses Kleinod rauben,
Bis daß Er kommt.
Bereite dich und rüste dich zur Wacht,
Begegne deinem Herrn.
Sein Kommen naht, es weicht die dunkle Nacht,
Schon glänzt der Morgenstern.
In Hoffnung lerne aufwärts schauen
Und der Verheißung fest vertrauen,
Bis daß Er kommt.
Du Volk des Herrn, o nütze deine Zeit,
Dem Meister folge nach,
Zum Dienste treuer Liebe sei bereit,
Durch Not und Ungemach.
Von Seines Geistes Kraft getrieben,
Halt aus im Glauben, Hoffen, Lieben —
Bis daß Er kommt.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Die
Mennonitische Rundschau

Herausgegeben von der
Mennonitischen Publikationsbehörde,
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.
Abonnementspreis $1.00 per Jahr bei
Vorausbezahlung.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:

Wm. Winsinger, Editor
MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

7. Juli 1920

## In der Welt sind wir, doch von der Welt nicht!

Joh. 15, 18—19; 17, 14—16.

Höret der Völkerwelt Lästern und Toben:
„Laßt uns zerreißen die Bande, das Seil!"
Seht, wie der Aufruhr sein Haupt hat erhoben,
Wie das Verderben herannaht in Eil'!
Kinder des Höchsten, schließt eilend die Reihen,
Wächter auf Zion, gedenkt eurer Pflicht,
Treu bis zum Tod euch dem Höchsten zu weihen,
In der Welt sind wir, doch **von** der Welt nicht!

Brüder, es nahet des Kampfes Entscheidung,
Himmel und Höll' sind gerüstet zum Streit;
Kommet zu Hauf in des Glaubens Umkleidung,
Alles zu opfern in Lieb' seid bereit!
Jünger braucht Christus, die nimmer erzittern,
Zeugen sucht Gott, die die Welt nicht besticht,
Streiter, die rufen in Kampfesgewittern:
In der Welt sind wir, doch **von** der Welt nicht!

Nicht in die Klöster ziehn Christi Geweihte,
Fruchtlos zu träumen, den Leib zu kastei'n;
Mitten im Menschenstrom stehn sie im Streite,
Heilig dem Herrn ohne Heiligenschein.
Nicht in den Tempeln, von Menschen gegründet,
Dienen dem Herrn sie mit kaltem Gesicht;
Dort ist ihr Platz, wo das Feuer entzündet —
In der Welt sind wir, doch **von** der Welt nicht!

Rief uns nicht Gott aus dem Reich der
Nationen,
Daß wir Ihm sei'n ein erwähltes Geschlecht?
Will Er nicht bei uns in Ewigkeit wohnen,
Er, der da heilig ist, wahr und gerecht?
Kann auch ein Mensch Seine Tugend verkünden,
Der mit der Welt und der Sünde nicht bricht?
Darf man im Krieg mit dem Feind sich verbünden?
In der Welt sind wir, doch **von** der Welt nicht!

Daß uns die Welt grollt, das soll uns nicht
grämen,
Christus ward vor uns verfolgt und gehaßt.
Sollten wir Seiner vor Menschen uns schämen?
Sanft sei Sein Joch uns und leicht Seine Last.
Drangsal harrt derer, die Dornen uns flechten.
Sehet, schon naht das gerechte Gericht!
Himmlischer Lohn winkt den leidenden Knechten
In der Welt sind wir, doch **von** der Welt nicht!

Ueber ein Kleines, und Christus erhebt uns
Kraftvoll und selig ins himmlische Reich;
Dort, wo die Ruhe der Heil'gen umschwebt uns,
Sind wir dem Sohn in der Herrlichkeit gleich.
Dort, in des Vaters hochheiligem Hause,
Wandeln die Kinder im ewigen Licht,
Ruhen wir aus nach des Kampfes Gebrause—
In der Welt sind wir, doch **von** der Welt nicht!

B. Kühn.

## Abraham und Lot.

1. Mos. 13, 5—13.

Abraham ist an dieser Stelle das Vorbild der Gläubigen, welche das Wort des Herrn verwirklichen: „In der Welt, aber nicht von der Welt" (Joh. 17, 11 u. 16). Lot ist das Vorbild der verweltlichten Christen, deren Charakterzug in Demas dargestellt wird: „Demas hat mich verlassen, da er den jetzigen Zeitlauf liebgewonnen hat" (2. Tim. 4, 10).

Wie bedeutungsvoll sind diese Worte in den gegenwärtigen Tagen! Die Wahrheit des Christentums drängt sich mit überwältigender Macht durch alle Kämpfe und Interessen in den Vordergrund; in allen Berufsständen bewegt die Frage nach der Errettung der Seele und der Hoffnung des ewigen Lebens viele Herzen. Dabei ist so viel Verwirrung durch die Vermischung von Welt und Christentum, von irdischer Gesinnung und himmlischer Wahrheit, daß es dringend nottut, „biblisches Christentum" in seiner heiligen Trennung vom Wesen der Welt denen vor Augen zu stellen, welche mit Ernst nach dem Gott wohlgefälligen Weg fragen. „Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht . . . eine heilige Nation . . . damit ihr die Tugenden Dessen verkündigt, der euch berufen hat aus der Finsternis zu Seinem wunderbaren Licht" (1. Petri 2, 9). Diese Lebensaufgabe hat jedes einzelne Gotteskind an der Stelle zu lösen, wohin es vom Herrn gestellt ist: der irdische Lebensberuf bildet den Schauplatz, auf welchem der Herr durch die Seinigen bezeugt werden will.

Wenn ich ausgesandt bin, um andere Menschen aus einem Sumpfe zu retten, in den sie hineingesunken sind, so muß ich dahin treten, wo ich festen Boden unter den Füßen habe. Springe ich in den Sumpf, so kann ich niemand heraushelfen. So können verweltlichte Christen den übrigen Menschen kein rettendes Zeugnis sein: sie sind selbst in Gefahr. Weil sie sich der Welt gleichstellen und nach den Dingen der Erde trachten, besteht ihr Christentum, von außen betrachtet, „in Worten, nicht in Kraft" (vgl. 1. Kor. 4, 20). Nicht der Wille und das Wohlgefallen ihres gegenwärtigen Herrn entscheidet über ihre Entschließungen, sondern die Anforderungen, das Lob oder der Tadel der Welt. Die Kinder der Welt betrachten daher solche Christen mit Befriedigung als eine Bestätigung für ihre Meinung, daß das Christentum nur eine der vielen Formen menschlicher Religion sei. Daraus folgern sie, daß es in ihrem Belieben stehe, wie viel oder wie wenig von diesen religiösen Anschauungen sie für sich annehmen wollen.

Es gibt viele kranke Kinder Gottes in unseren Tagen; sie sind schon krank geboren, indem sie in die neue Geburt ein Stück Weltförmigkeit und Menschenfurcht hinübernahmen. Es hat an einem klaren, entschiedenen Bruche mit der Vergangenheit, mit den früheren Freunden, Neigungen und Gewohnheiten gefehlt. Wenn Gott mit solchen Gläubigen zu Seinem Rechte kommen soll, muß geheilt werden, was an den Fundamenten des neuen Lebens nicht stimmt. Gesundes Christentum hat Klarheit darüber: Ich habe mit der Welt und ihrem Wesen gebrochen, der Fürst der Welt kann mir nichts bieten; ich will auch nichts von ihm haben. Jesus, mein Herr, dem ich diene, gibt mir alles, was ich bedarf, und reicht mir in Fülle dar, was mein Herz glückselig macht.

Ueberall, wo treue Gläubige wohnen, ist in geistlichem Sinne: ein Altar der Anbetung, ein Ort des Zeugnisses. Wo weltförmige Gläubige wohnen ist weder Anbetung noch Zeugnis. Ein treu wandelnder Christ steht in einer klaren Stellung der Welt gegenüber. In ihm wird eine Kraft göttlichen Lebens erblickt. Er bringt die Person und das Wort des Sohnes Gottes zur siegreichen Anerkennung so weit, als seine persönliche Verantwortung reicht, d. h. im eigenen Herzen, Leben, Hause und Dienste. Solcher Christ bekennt, der Sklave einer unsichtbar gegenwärtigen Person zu sein, ein Sklave Christi, dem er in jedem Falle Gehorsam schuldet. Dieser Herr gebietet ihm, in selbstlosem Dienen die Ehre Gottes zur Anerkennung vor der Welt zu bringen, in einem geheiligten Leben Jesum zu verherrlichen, die Lüge, die Unreinigkeit, den Geiz, die Selbstsucht zu meiden. „Ihr seid das Licht der Welt; eine Stadt, die oben auf einem Berge liegt, kann nicht verborgen sein. Man zünde auch nicht eine Lampe an und setze sie unter den Scheffel, sondern auf das Lampengestell, und sie leuchtet allen, die im Hause sind. Also lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater, der in den Himmeln ist, verherrlichen" (Matth. 5, 14—16).

Die Bewährung des Christentums im praktischen Leben ist für die Gläubigen unserer Tage von tiefgreifendster Bedeutung. Jesus hat für alle die Seinigen einen Weg des Sieges und der Bewahrung; während Satan den Kindern Gottes überall zuruft: Ihr kommt durch mein Reich nicht durch, wenn ihr mir nicht huldigt und Tribut zahlt. Die Schwierigkeiten, Hindernisse und Drohungen tragen gewiß in den verschiedenen Lebensberufen einen sehr verschiedenen Charakter; aber immer ist es derselbe Feind, der den Weg für treue Bekenner sperren will, und derselbe Jesus, der den Seinigen den Weg öffnet und sie erfahren läßt, daß Er mit ihnen geht. Sicherlich stellen sich einem treuen Bekenner manche ernste Hindernisse in den Weg; aber ebenso sicher ist es, daß wir die Wunder der Treue Gottes erfahren. Nur wäre es bedenklich, den Schwerpunkt einseitig auf das zu legen, was ein Gläubiger um des Gewissens willen meiden muß — ebenso wichtig ist doch die Frage, was er um des Herrn willen tun muß und worin s in lebendiges, wahres Christentum bewährt werden soll.

Wer dem Herrn treu sein will, hat Kampf gegen das eigene Ich und Kampf gegen die Welt.

Wer nur auf Bällen und Paraden Uniform tragen will, muß nicht Offizier wer-

den; denn sein eigentlicher Lebensberuf ist ja der Krieg. So ist es auch mit dem Lebensberuf der Gläubigen: wer ohne Kampf und Schwierigkeiten unter den Kindern der Welt behaglich seine Straße ziehen will, muß nicht Christ werden; denn der Lebensberuf des Christen ist: Jesum zu bezeugen inmitten der Welt, die Ihn nicht kennt, ja, die Ihn verwirft.

Wir leben in Tagen der Scheidung. Christentum scheidet sich vom modernen Heidentum; ob letzteres sich Materialismus, Atheismus oder modernisiertes Christentum nennt, ist nicht das Wesentliche — das Wesentliche ist die Feindschaft gegen die Person des auferstandenen Sohnes Gottes, und die Mißachtung des geoffenbarten Wortes Gottes. Es handelt sich um den Kampf zwischen dem auferstandenen Jesus und Satan, dem Fürsten der Finsternis. Gott sei Lob und Dank dafür, daß die Wert- und Haltlosigkeit des Scheinchristentums in immer weiteren Kreisen erkannt wird!

v. Viebahn.

### Den Streitern Christi

Es glänzt eine Krone so herrlich und schön,<br>
Es winket ein schimmerndes Kleid,<br>
Es strahlt eine Stadt aus den himmlischen Höh'n,<br>
Den Siegern ist alles bereit.<br>
Dich, Krone, begehr' ich, dich, weißes Gewand,<br>
Dich, Palme des Sieges dazu!<br>
Es tönt ja herab aus dem heiligen Land:<br>
Berufen, bist Seele, auch du!

Berufen zum Heile, doch jetzt noch im Streit,<br>
Noch kämpfend in Schwachheit und Not.<br>
Verknüpft in den Webstuhl der eiligen Zeit,<br>
Bis Gott die Erlösung gebot.<br>
Doch stille, o Seele, im Erdengebraus,<br>
Schau ferner in Hoffnung hinauf!<br>
Es ist noch ein Kleines, so kommst du nach Haus,<br>
Dann schließen die Pforten sich auf.

Je treuer hienieden, je größer einst dort,<br>
Das präge dir inniglich ein,<br>
Je dunkler der Weg, um so lichter der Ort,<br>
An dem du für ewig darfst sein.<br>
Je tiefer dein Wasser, je höher dein Thron,<br>
Je schwerer dein Werk für den Herrn,<br>
Je schöner die Krone, je reicher der Lohn,<br>
Das leuchte voran dir als Stern.

Dem Sieger gehöret die himmlische Welt,<br>
Doch Sieger wird nur, wer gekämpft,<br>
Wer ritterlich hier auf verordnetem Feld<br>
Die Feinde des Glaubens gedämpft.<br>
Wohlan denn im Streite geduldig voran,<br>
Ob mancher am Wege auch fiel,<br>
Der Herr das Panier, denn er öffnet die Bahn<br>
Und führt uns ans herrliche Ziel!

— Ernst Schreiner.

### Zeitgemäße Warnung

Ich möchte warnen vor dem allgemeinen und sehr gefährlichen Irrtum, zunehmendes Licht für wachsendes Leben zu halten, Ueberzeugung für Bekehrung, Befriedigung für Heiligung, das Wissen über Christus für Erkenntnis Christi. **Nur wenn wir Ihm ähnlich werden in der Kraft Seiner Auferstehung und in der Nachfolge Seiner Leiden können wir Seine rechten Jünger, Seine Zeugen und Seine Diener sein.**

### Ein tiefes Sündengefühl

„Sehet mich nicht an, daß ich so schwarz bin, denn die Sonne hat mich so verbrannt." Hohelied 1, 6.

Die Braut war von Aegypten nach Jerusalem gekommen, und man merkte an ihr die Spuren ihrer Reise, insonderheit aber die von der Sonne verbrannte Haut. So stand sie unter dem Eindruck: Nicht mein erfahrenes Glück, sondern meine Schwärze wird den Leuten in die Augen fallen. Deshalb die Bitte ihres Herzens: „Sehet mich nicht an, daß ich so schwarz bin, denn die Sonne hat mich so verbrannt." Alle demütigen Christen, die in tiefer Selbsterkenntnis leben, werden Zeiten hinter sich haben, in denen sie das Gefühl mit sich herumtragen, jedermann müsse ihnen ihre Sünden ablesen können, obgleich sie kein lasterhaftes Leben geführt hatten. Wenn Jesus uns in das Licht Seines Antlitzes gestellt hat, sodaß wir unsere tiefe Schwärze erkannten, brauchen wir viel Gnade, um das Gefühl loszuwerden, daß andere an uns eher unsere eigene Sündhaftigkeit als Jesu Christi Gnade erblicken. Obgleich wir teilhaftig geworden sind der göttlichen Natur, ist es uns bisweilen, als durchdränge die alte Natur unser ganzes Sein.

Es kann auch vorkommen, daß einer in der Oeffentlichkeit eine schwere Sünde liegen hat und er die Erfahrung machen muß: „Es wäschet wahre Buß dir jeden Flecken ab, doch Menschen tragen dir den Fehl nach übers Grab." Wir sollten zu diesen nicht gehören, die das tun, sondern in unseren Mitchristen mehr die göttliche Gnade als die natürliche Schwäche sehen. Als Paulus von Damaskus nach Jerusalem kam, versuchte er sich zu den Jüngern zu tun, und sie glaubten nicht, daß er ein Jünger wäre (Apg. 9, 26). Er war ihnen zu schwarz, und die ihm widerfahrene Gnade erkannten sie nicht. „Barnabas aber nahm ihn zu sich." Dieser seltene Mann hatte die Gabe, in seinen Mitchristen die Gnade Gottes zu sehen. Auch später lesen wir von ihm bei seiner Ankunft in Antiochien: „Dieser aber, da er hingekommen war und sah die Gnade Gottes, ward er froh... Denn er war ein frommer Mann, voll Heiligen Geistes und Glaubens" (Apg. 11, 23. 24).

„Die Sonne hat mich so verbrannt." Unter allem, was im Universum auf uns sterbliche Menschen einwirkt, ist die Sonne der reinste, hellste und lichtvollste Körper. Aber auch sie ist nicht rein vor Gott, und auf uns Menschen wirkt sie schwärzend. Alles, was von unten stammt, kann uns nicht hell machen. Nur das ewige Licht ist mit seinen Erlösungskräften imstande, uns rein, hell und fleckenlos vor das Angesicht Seines Vaters zu stellen. „Sie haben ihre Kleider gewaschen und helle gemacht im Blute des Lammes." Wohl uns, wenn wir auch einmal unter dieser reinen Schar stehen werden! Solange wir aber noch auf der Wanderung sind, brauchen wir die milde Beurteilung unserer Mitchristen, und sie brauchen die unsrige. Unsere gegenseitige Bitte darf sein: „Sehet mich nicht an, daß ich so schwarz bin, denn die Sonne hat mich so verbrannt."

—Auf der Warte.

### Die verschiedenen Gerichte in der Bibel

(Schluß)

Wie wir oben gesehen haben, ist die Gemeinde zubereitet und in die rechte Verfassung gebracht, um mit ihrem Haupte Jesum Christum an der Vollstreckung des Gerichts an einer abgefallenen Christenheit, einem ungläubigen Judentum und einer gottlosen Völkerwelt teilzunehmen. Trotz der furchtbarsten Gerichte nimmt die Gottlosigkeit und der Haß gegen Gott unter Anführung des Antichristen und seines falschen Propheten in erschreckender Weise überhand. Zum wenigsten die Hälfte der von dem Gerichte betroffenen Völker kommt in dieser Trübsalszeit um. Doch scheint dieses noch nur das Vorspiel zu bilden von dem Gerichte, das in Kürze über die Völker hereinbrechen wird, das uns in den Profeten sehr umständlich und lebendig vor die Augen geführt wird, daß man sich ein ziemlich genaues Bild davon machen kann. Man vergleiche einmal Jes. 63:1—6; Hesekiel 38 u. 39; Sach. 12:13 u. 14; u. Joel 3:14ff. Wenn wir solche Stellen u. a. lesen, und vergleichen mit den Worten unseres Heilandes in Matth. 25:31ff. so merkt man, daß es dasselbe Gericht ist, welches uns auch in Offenb. 19:11 u. ff. geschildert wird. Unsere Glaubensbekenntnisse und manche Auslegungen bezeichnen das in Matth. 25 beschriebene als das jüngste Gericht, was es im Lichte des Wortes Gottes keineswegs sein kann; „sondern das letzte Völkergericht unmittelbar vor Anbruch des Friedensreiches. In diesem Völkergericht kommt insonderheit die Frage der Stellung der Völker zu Israel in Betracht. Was ihr getan oder nicht getan habt einem dieser meiner geringsten Brüder — Brüder nach dem Fleisch — also die Juden, das habt ihr mir getan oder nicht getan.

„Siehe es kommt ein Tag für den Herrn, ... da werde ich alle Völker bei Jerusalem versammeln." Sach. 14. „So spricht der Herr Jehovah: Siehe, ich will dich, Gog, du Fürst von Rosch, Mesech und Tubal! und ich will dich herumlenken und dich gängeln und dich heraufführen vom äußersten Norden und dich auf die Berge Israels bringen usw. Hes. 38 u. 39. „Und ich (Johannes) sah das Tier und die Könige der Erde und ihre Heere versammelt, Krieg zu führen mit dem, der auf dem Pferde saß (Christus)." Off. 19:19. Wir sehen, die Höhen und Gefilde Israels sind mit unzählbaren Völkerscharen belebt um Krieg zu führen mit Jerusalem und dem Höchsten. Welche Verblendung! Da erscheint der Herr in den Wolken des Himmels in großer Herrlichkeit, mit ihm die Heiligen, die triumphierende Gemeinde und die heiligen Engel. Der Herr fuhr auf gen Himmel vom Oelberg und kommt wieder herab auf den Oelberg, der dann aber vor seiner Majestät sich in zwei Teile

spalten wird, daß ein großes Tal entsteht Nun beginnt das Gericht und der Kampf entflammt zwischen den himmlischen Heerscharen und den irdischen. Diese vermeinen, einen leichten Sieg davonzutragen mit ihren erstickenden Gasen, flüssigem Feuer, weitreichenden Kanonen und verwegenen Luftfahrern. Doch der Herr spottet ihrer. Die Heere werden vernichtet, das Blut fließt in Strömen wie nie vorher und der Antichrist und der falsche Profet werden lebendig ergriffen und in den Feuersee, der mit Schwefel brennt, geworfen. Auch der Drache, die alte Schlange, welches der Teufel und Satan ist, wird ergriffen, mit Ketten gebunden und für 1000 Jahre im Abgrund verschlossen und versiegelt. Damit kommt das Völkergericht zum Abschluß, Israel — der Ueberrest — bekehrt sich, Jesus hat die Königsherrschaft übernommen und das Friedensreich ist angebrochen. Welch herrliche Zustände herrschen jetzt auf der Erde unter der Herrschaft Jesu, unseres Heilandes.

2. Diese Dispensation, die Zeit der Heiden, endet mit einem furchtbaren Völkergericht. Aber auch das Millennium kommt mit einem Völkergericht zum Abschluß. Satanas ist zwar gebunden, doch die Sünde ist geblieben. Der Herr macht es für die Menschen äußerst möglich und leicht, sich zu ihm zu bekehren. Anfechtungen von innen und außen gibt's nur leichte und wenige. Sind doch auch die klimatischen Verhältnisse so gestaltet, daß sie im äußern Fortkommen keinerlei Hindernisse und Beschwerden bieten. Die ganze Natur ist in ein Sabbatkleid gehüllt und atmet Ruhe und Frieden.

Und doch — die Erbsünde ist so tief eingewurzelt im Menschen, daß sie trotzdem immer wieder zum Durchbruch kommt. Jesus herrscht jetzt als König. „Ich habe meinen König eingesetzt auf meinem heiligen Berge Zion!" Die Enden der Erde sind sein Eigentum. Es ist aber notwendig, daß „Er Schiedsrichter sei zwischen den Nationen und Recht spreche vielen Völkern." Manche weigern sich, „dem Worte und der Lehre Jehovahs, welche von Jerusalem ausgehen", Folge zu leisten. „Wer aber von den Geschlechtern der Erde nicht hinaufziehen wird nach Jerusalem, anzubeten den König Jehovah Zebaoth, über die wird es nicht regnen." Sach. 14:17. Dem Könige stehen ja übernatürliche Kräfte zur Verfügung, die Menschen m ü s s e n sich seinem Regime fügen, ob sie wollen oder nicht. So scheint es, haben ganze Völker in fernen Landen sich nur widerwillig gefügt und als der Teufel nach den tausend Jahren für eine kurze Zeit losgelassen wird findet er bei ihnen nur zu willige Aufnahme. Es gelingt ihm, diese Nationen zu offener Rebellion aufzureizen gegen ihren rechtmäßigen König Jehovah. Der Teufel stellt sich an die Spitze einer unzählbaren Schar. Auf Eisenbahnen, in Autotrucks, in Luftfahrzeugen usw. eilen die Scharen nach Jerusalem um die Heiligen und die geliebte Stadt zu vernichten Ein gewagtes Unternehmen! Sie treten auf die Breite der Erde, um den letzten vernichtenden Schlag auszuführen gegen Jehovah und seine Heiligen. Ungleich wie vor tausend Jahren, wo der Herr Verwirrung unter den Völkern entstehen ließ, daß sie in blinder Wut anfingen, gegeneinander zu kämpfen, läßt jetzt der König, Jehovah Zebaoth, Feuer vom Himmel fallen, das sie verzehrt. Ein kurzes, aber das schrecklichste Gericht! „Und der Teufel, der sie verführte, ward in den Feuer- und Schwefelsee geworfen, wo das Tier ist und der falsche Profet, und sie werden gepeinigt werden Tag und Nacht von Ewigkeit zu Ewigkeit." Off. 20:10. Damit ist die Herrschaft Satans für immer gebrochen, seinen Verführungskünsten für immer ein Ende gesetzt.

3. Der größte und mächtigste Feind ist unschädlich gemacht, jetzt gilt's, das letzte Gericht abzuhalten. Ein großer weißer Thron wird sichtbar. Jesus, der Menschensohn, setzt sich darauf. Himmel und Erde entweichen vor seinem Angesicht. Ob nicht bei dieser Gelegenheit der Lufthimmel — die Atmosphäre — und die Erde durch des Feuers Hitze umgewandelt, erneuert wird? Ob nicht dieses der Zeitpunkt ist, wo der Fluch, der auf der Erde lastete, für immer von ihr genommen wird? Jetzt findet die letzte Totenauferstehung statt. Und ich sah die Toten, die Großen und die Kleinen, vor dem Throne stehen .... und die Toten wurden gerichtet nach der Schrift in den Büchern nach ihren Werken. Und das Meer gab die Toten, die darinnen waren, und der Tod und das Totenreich gab die Toten, die darinnen waren; und sie wurden gerichtet, ein jeder nach den Werken, die er getan hatte. Der Tod und das Totenreich wurden geworfen in den Feuersee. ... Und wenn jemand nicht ward erfunden, geschrieben im Buche des Lebens, der wurde in den Feuersee geworfen. Off. 20:12—15. Dieses ist das jüngste, also das letzte Gericht, das uns in der Bibel beschrieben ist. Vor dieses Gericht kommt weder die Gemeinde, noch das später gerettete Israel, noch die durch sie im Millennium Geretteten und Erlösten. Jesus sagt: „Sie kommen nicht ins Gericht" Joh. 5:24., sondern nur alle unbußfertig Verstorbenen kommen hier in Betracht und keine anderen. „Die aber Böses getan haben zur Auferstehung des Gerichts." Joh. 5:29b. Was mag wohl die Ursache sein, daß dieses Gericht über die Toten und das in Matt. 25 doch als Völkergericht bezeichnete, von so vielen in einen Topf geworfen werden, als ob's ein und dasselbe Gericht wäre, da sie doch in jeglicher Hinsicht so verschieden und dem Zeitraum gemäß wenigstens tausend Jahre auseinander liegen? Das Völkergericht findet auf Erden statt, nur Lebende, keine Totenauferstehung, und es kommt hauptsächlich das Verhalten zu Israel in Betracht. Das Gericht in Off. 20 befaßt sich nur mit Toten und Unbußfertigen, nicht auf Erden, diese war entflohen usw. Woran liegt's, daß das Reich Gottes und Gemeinde zusammengeworfen wird, verwechselt wird? Wie kommt's, daß unter unsern Leuten so wenig Verständnis für die verschiedenen Dispensationen ist und besonders für die jetzige, in der wir leben? Die Antworten möge sich ein jeder selbst geben. Doch so viel: In diesen falschen Auffassungen liegen auch für uns große Gefahren. Darum gerade ist ein Föderal-Konzil möglich; darauf kann man leicht die interkirchliche Weltbewegung und andere Bewegungen zurückführen. Gott gebe uns je mehr und mehr Erkenntnis, damit wir haben den Geist der Weisheit und Offenbarung, durch Jesu Christi Erkenntnis erleuchtete Augen, auf daß wir wissen, was „die Hoffnung unseres Berufs sei!" (Eph. 1:17, 18.)

O Ewigkeit du Donnerwort!
Du Schwert, das dem das Herz durchbohrt,
Der hier in Sünden wandelt!
Wer denkt es ganz, das ew'ge Leid,
Das Gott dem Sünder hat gedräut,
Der gottlos lebt und handelt!
Ach segn' uns Gott mit Jesu Heil!
Sei jetzt und ewig unser Teil!

---

## Segen und Gefahr im Studium des Profetischen Worts

(Referat von Rev. P. H. Unruh, Gössel (Alexanderwohl), Kans., geliefert auf der ersten Bibelkonferenz in Pretty Prairie, Kans., vom 17.—19. Mai 1920. Auf Wunsch der Konferenzbesucher veröffentlicht.)

Bei genauer Erwägung scheint es ein merkwürdiges Thema zu sein. Das Profetische Wort ist ja ein Teil der Heiligen Schrift. Es möchte nun so scheinen, als ob es gefährlich sei, den einen oder anderen Teil der Heiligen Schrift zu betrachten. Wir finden aber in der ganzen Heiligen Schrift keine solche Warnung oder Andeutung, sondern im Gegenteil wird der selig gepriesen, der sich mit dem profetischen Wort beschäftigt. (Offb. 1, 1—3). Wir wissen aber, daß viele warnen vor dem Studium des profetischen Worts, denn solche, meint man, werden gar zu leicht schwärmerisch angelegt. Es kann aber unmöglich der Fehler im Studium des profetischen Worts selber liegen, sondern die Ursache muß sonstwo gesucht werden. In den meisten Fällen werden wir denn auch die Ursache im Menschen selber finden. Gottes Wort muß ja immer gebetsvoll betrachtet werden. Wo das nicht geschieht, da geht immer etwas fehl. Das beweisen uns auch die sonderbaren Auslegungen des Wortes der neueren Zeit von der Neuen Theologie. Wenden wir auch da dasselbe Maß an, so müßten wir bald zu dem Schluße kommen, es sei überhaupt gefährlich, das Wort zu studieren. Wer gebetsvoll sich an das Studium der Schrift macht, der wird nicht über deren Sinn spekulieren, sondern den Geist derselben zu sich reden lassen. Von dem Studium des profetischen Worts dürften wir uns aber merken, was Petrus sagt: — „Wir haben ein festes profetisches Wort; und ihr tut wohl, daß ihr darauf achtet, als auf ein Licht, das da scheinet in einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in eurem Herzen." (1.

Petri 1, 19) Das profetische Wort spricht von den größten Ereignissen und Gerichten mit einer Ruhe und Erhabenheit, die Gewißheit und Heiligkeit atmet, daher darf es auch nie aus Neugierde studiert werden, wenn man den vollen Segen genießen will. Neugierde schwächt das ruhige Forschen. Neugierde ist gewöhnlich mit Ungeduld verbunden, daher greifen auch manche eifrige Verteidiger des profetischen Wortes gar sehr hin und her und bringen viel Verwirrung. Wir wissen wohl, was eine ruhige klare Ueberlegung für Wert hat im gewöhnlichen Leben und wie es gewöhnlich den Erfolg eines Unternehmens sichert; noch viel wichtiger ist das ruhige, klare, ehrfurchtvolle Forschen der Leser und Erforscher des profetischen Worts. Neugierde macht oberflächlich, wankelmütig ungeduldig und verwirrt. Das Wort der Verheißung ist nicht gegeben damit die Neugierde erregt werde, sondern damit die Gläubigen in den schweren Anfechtungen erhalten bleiben. Auch hier dürfte das Wort Ebr. 13, 9: „Es ist ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde", seine Anwendung finden.

Wir Menschen werden gar leicht mit Vorurteilen angefüllt. Auch gegen das profetische Wort hegen manche Kinder Gottes Vorurteile. Sie sind vielleicht entstanden, indem sie gemerkt haben, daß dieser oder jener Ausleger sich geirrt hat. Wir müssen aber bedenken, daß Gott die Seinen immer nur so weit in seine Geheimnisse hineinschauen läßt, als für sie gerade dann notwendig ist. Deshalb ist aber das Forschen nicht unrecht, sondern ohne Forschen und Suchen werden die köstlichen Verheißungen keinem lieb und teuer. Doch wird immer viel mehr auf die Fehler in der Auslegung hingewiesen als auf den Segen in der Betrachtung derselben. Man weist auf die Adventisten, die sich im genauen Bestimmen der Wiederkunft des Herrn öfters verrechnet haben. Das hebt aber die Verheißung nicht auf, daß er kommt. Auch leider wir Mennoniten haben recht traurige Verirrungen unter uns zu verzeichnen. Im besonderen ist wohl eine Bewegung zu erwähnen, die durch eine besondere Auslegung der Offenbarung von Claas Epp unter den Molotschnaer Mennoniten ins Leben gerufen wurde. Claas Epp rechnete aus, daß der Herr bald kommen werde und es jetzt Zeit sei, den Bergungsort aufzusuchen. Der Herr sammle jetzt die 144,000 Versiegelten des Herrn und wer sich jetzt aufmache und auswandere ins Morgenland, der gehöre zu den Versiegelten des Herrn. Es machten sich nun etwa 120 Familien in zwei Gruppen auf die Reise. Die Geschwister haben viel Entbehrungen erdulden müssen aber das schlimmste war, der Herr kam nicht und manche andere seiner Auslegungen erfüllten sich nicht. Durch solche Erfahrungen ist viel Vorurteil unter unserm Volk entstanden. Dieses sollte uns aber nicht befremden, denn wenn der Feind schon versucht, das ganze Wort zu verkleinern, so darf es uns nicht wundern, wenn er seine Angriffe noch besonders gegen das profetische Wort richtet. Er will die Aufmerksamkeit davon ablenken und daß ihm das auch zum großen Teil gelingen wird, merken wir in der Profetie selbst, wenn sie uns das Zunehmen des Abfalls berichtet und die Endzeit mit den Zeiten Noas vergleicht. Das alles hat unser Erlöser gesehen und darum mahnt er immer und immer wieder, doch zu wachen. Wachen, daß wir uns nicht mitreißen lassen von denen, die das profetische Wort verkleinern; aber auch wachen über falsche Lehrer, die scheinbar für die Profetie sind und in die Irre führen. Im obigen haben wir nun auf einige Gefahren aufmerksam gemacht, die klar auf der Hand liegen und wollen wir uns dem zweiten Teil von unserm Thema zuwenden. Angesichts der angeführten Verirrungen hat das Studium der Verheißungen viel, viel Segen gebracht und bei Weitem alle Nachteile, die durch mangelhafte Erkenntnis entstanden sind, in den Schatten gestellt. Merken wir uns zuerst einige allgemeine Segnungen, die dem gläubigen Leser und Forscher zu Teil werden.

In krassen Bildern zeichnet uns die Profetie die Folgen der Sünde. Sie zeigt uns die große Macht derselben und zeigt uns auf Jesum, durch den wir nur allein überwinden können. Ihre (der Sünde) Endgestalt wird eine scharf abgegrenzte Macht, die ihre Untertanen mit einem Zeichen versehen wird. Daß dieses alles geschehen kann, ohne daß manche Unschuldige es merken werden, sehen wir schon zu unserer Zeit. Warnen und auffordern zum Wachen gehört auch zu den seligen Erfahrungen beim Lesen und Erforschen der Verheißungen. Freilich, für den Weltmenschen ist dieses Wort ganz unverständlich und er verachtet es auch deshalb. Gleichgiltigkeit gegen die Verheißungen ist ein gar bedenkliches Zeichen. Solche gehen eines großen Segens verlustig. Angesichts dieser Tatsachen laßt uns kindlich beten: —

Drum so laßt uns immerdar
Wachen, flehen, beten,
Weil die Angst, Not und Gefahr
Immer näher treten;
Denn die Zeit ist nicht weit
Da der Herr wird richten
Und die Welt wird sichten!

Die Profetie zeigt uns nicht allein die schrecklichen Folgen der Sünde, sondern auch den erhabenen Ausgang des Reiches Gottes und damit auch die Seligkeit der Kinder Gottes. Sie zeigt uns daß dieser Zeit Leiden nicht wert sei der Herrlichkeit die an uns soll offenbar werden. Wenn wir hienieden an Gräbern stehen und weinen, so tröstet sie uns mit der herrlichen Auferstehungs-Hoffnung: 1. Kor. 15, 42 43 —„Es wird gesäet verweslich, und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesäet in Unehre, und wird auferstehen in Kraft. Es wird gesäet ein natürlicher Leib, und wird auferstehen ein geistlicher Leib" usw.

Nun singen wir den Ostertrost uns ins Herz: —

Auferstehn, ja auferstehn, wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh';
Unsterblich's Leben wird,
Der dich schuf dir geben!
Halleluja! Halleluja!

Wieder aufzublühn, werd ich gesät!
Der Herr der Ernte geht
Und sammelt Garben
Uns ein, die in ihm starben!
Gelobt sei er! Gelobt sei er!

Sie tröstet uns aber nicht nur mit der herrlichen Tatsache der Auferstehung, sondern läßt uns auch einen Blick in das Leben der Herrlichkeit tun, wenn sie uns die große Schar vor dem Thron in weißen Kleidern zeigt, die goldene Stadt, den Lebensstrom und die Lebensbäume in herrlicher Beschreibung sehen läßt.

Da wird die Sehnsucht ach so groß und das Herz so heimwehkrank. Das spornt zur Arbeit für den Herrn und gibt Kraft zum Tragen manches Ungemachs. O wie mancher, der bei solchen seligen Betrachtungen fühlt, daß diese Erde eigentlich nun nicht mehr seine Heimat ist, singt sehnsuchtsvoll das Lied: —

Ich möchte heim, mich ziehts zum Vaterhause,
Dem Vaterherzen Gottes zu;
Fort aus der Welt verworrenem Gebrause
Zur stillen, tiefen sanften Ruh'.
Mit tausend Wünschen bin ich ausgegangen,
Heim kehr ich mit bescheidenem Verlangen,
Noch hegt mein Herz nur einer Hoffnung Keim:
Ich möchte heim, Ich möchte heim.

Ich möchte heim, ich sah in selgen Träumen
Ein beff'res, schön'res Vaterland.
Dort ist mein Teil in ewig lichten Räumen,
Hier hab ich keinen festen Stand:
Der Lenz ist hin, die Schwalbe schwingt die Flügel,
Der Heimat zu, weit über Tal und Hügel.
Sie hält kein Jägergarn, kein Vogelleim.
Ich möchte heim, Ich möchte heim.

Sie verweist uns aber nicht nur auf die seligen Erfahrungen der Ewigkeit, sondern zeigt in kurzen aber sehr bestimmten Worten, daß der Herr in Seiner Wiederkunft und tausendjährigen Herrschaft hier auf Erden alle seine Gedanken trotz der Feindschaft Satans doch zur Ausführung bringen wird. Ach, wunderbar und erhaben ist doch die Weissagung. Erst wer sich mit dem ganzen Wort beschäftigt, findet, wie köstlich es ist. Wir schließen mit dem Gebet: — Herr, mache mir Dein Wort immer köstlicher und wenn ich es lese, so erleuchte Du meine Sinne und Gedanken, daß ich auch begreifen mag. O gib mir doch einen einfältigen Sinn, der Dir nichts meistern will, sondern glaubet, so, wie Du es uns gegeben hast. Laß Deine Warnungen nicht vergebens von mir gelesen werden und Deine köstlichen Verheißungen mich näher immer näher zu Dir ziehen, daß ich mich

täglich von Dir reinigen und zubereiten lasse auf Deinen Tag.

Deine Worte trügen nicht:
Du, du bist der ewige treue,
Der das hält, was er verspricht;
Gib, daß ich mich dessen freue,
Und mich bis ich einst erkalte,
Fest an Deinem Worte halte.

### Das Hohelied des Glaubens.

Zu 1. Korinther 13.
Wenn ich voll Liebe wäre
Und deckte meinen Mantel auf die Blöße des Bettlers
Und legte meine Hand in die Hand des Feindes
Und hätte des Glaubens nicht,
So schliefen Flüche in meinem Herzen.
Und wenn ich im Kreise der Frommen säße
Und an den Altären mich büßend bückte
Und hätte des Glaubens nicht,
Ich müßte zerbrechen an meiner Frommheit.
Und wüßte ich alle Worte der Wahrheit
Und betete tags und betete nächtens
Und zwänge den Satan selber zur Reue
Und hätte des Glaubens nicht,
Mein Weg wäre fern von den Hütten Gottes.
Der Glaube ist tapfer und treu.
Der Glaube zweifelt nicht,
Er heischt keinen Lohn und fordert kein Lob,
Er verzweifelt nicht.
Er fragt nicht danach, was die Menschen sagen,
Er sieht nicht darauf, wie's die Mächtigen treiben,
Er baut nicht auf eigene Klugheit und Kunst.
Er spricht nicht: „Schau meiner Hände Werk!"
Er blickt seinem Herrn auf die gütigen Hände.
Er wagt alles,
Er vermag alles,
Er entsagt allem,
Ihn freut alles.
Es kommt der Tag, wo die Hoffnung jubelt,
Dann feiert die Liebe ein Wiedersehen,
Dann wandelt Verheißung sich in Erfüllung.
Aber der Glaube stirbt.
Jünger stehen vor ihrem Meister,
Kinder schauen des Vaters Antlitz,
Wandrer ruhen in ihrer Heimat,
Schauen ist alles.
Da ich unterwegs war, sah ich manches,
Und manches war meinem Glauben zuwider.
Die Welt sprach: „Nein!" und mein Glaube rief: „Ja!"
Wenn ich daheim bin, ist beides eines: Glauben und Sehen.
Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung und Liebe,
Diese drei.
Aber der Glaube ist Saft und Mark und Wurzel.

Dietrich Vorwerk.

### Reisebericht von Gerhard Ens
(Schluß)

Das Land dort ist so verschieden von dem, das wir gewohnt sind, daß es mir kaum möglich ist, ein richtiges oder auch nur annähernd richtiges Urteil zu sprechen. Doch einiges will ich sagen: Der Boden ist sandig und ganz voll gefällter Baumstämme, welche abgeräumt werden müssen. Dann braucht man hier viel Dünger. Das Land ist billig. Die Ansiedler, mit denen wir in Berührung gebracht wurden, sprachen sich zufrieden aus. Auch hier fanden wir einen alten Bekannten, nämlich H. E. Penner mit seiner Familie, welcher dort wohnt und in einem Fleischerladen arbeitet. Wir wurden auch sehr freundlich von diesen Lieben aufgenommen. Ich will weiter nichts über Florida sagen, nur möchte ich einem jeden raten, daß, ehe er nach Florida, Alabama oder Mississippi geht, sollte man es erst genau untersuchen. Wir haben Alabama und Mississippi nur teilweise gesehen, aber was wir gesehen, hat uns nicht am besten gefallen. Als wir Sonntag, den 22. frühmorgens von De Funiak Springs wieder über Mobile und Pensa Cola nach New Orleans fuhren, und von dort am Montag um 11 Uhr mittags bei wunderschönem warmem Sommerwetter direkt nord über Memphis nach St. Louis, Mo., fuhren, bekam ich den Eindruck, daß hier auf vielen Stellen im Sommer wenigstens Malaria Fieber sein muß, besonders auf Plätzen, wie z. B. nördlich von New Orleans, wo das Land sehr flach und sumpfig ist und wohl kaum viel höher liegt als das Meer. Was Stürme und Cyklone in dieser Gegend anbetrifft, darüber werden wir ja von Zeit zu Zeit in den täglichen Zeitungen benachrichtigt. Ich glaube, daß auch hier das alte Bibelwort in Anwendung gebracht werden sollte: „Prüfet alles und das gute behaltet."

Als wir Dienstag um sieben Uhr morgens in St. Louis ankamen, fanden wir einen ziemlichen Unterschied im Wetter vor; hier wurden wir zu allererst erinnert, daß der Winter, an den wir im Süden kaum mehr gedacht hatten, noch nicht vorüber war. Es war kalt und es fiel auch etwas Schnee. Unsere erste Arbeit, nachdem wir uns einquartiert und gefrühstückt hatten, war, unsere von Kanada mitgebrachten dicken warmen Unterkleider wieder hervorzuholen und uns dieselben anzuziehen. — In St. Louis hatten wir des Wetters wegen nicht Lust, viel zu besehen, besuchten aber unsern lieben Freund, Rev. L. G. Landenberger, welcher sich herzlich freute, uns zu sehen. Wir fuhren am 25. über Chicago, St. Paul und Winnipeg nach Hause. Ueberall war es kalt, besonders in Chicago. Je weiter nach Norden, desto mehr Schnee. Am 29. Februar kamen wir, alle mehr oder weniger erkältet, bei den Lieben in Rosthern an. Wir fanden unsere Lieben alle gesund und sie waren froh, uns wieder zu sehen. Nur das arme Vieh hatte, des Futtermangels halber, viel gelitten. Anstatt, wie wir erwartet, auch hier bald Frühling zu haben, mußten wir noch bis anfangs Mai mit Schnee und Eis und Futtermangel kämpfen. O, wie hat doch das arme Vieh auf vielen Stellen gelitten! — Heute ist aber alles grün und der erstgesäte Weizen ist schon schön aufgegangen. Auch ein schöner Landregen hat in vergangener Nacht das Erdreich befeuchtet und alle sehen wieder froh und voller Hoffnung der Zukunft entgegen. Zum Schluß möchte ich noch im Namen meiner Reisegefährten allen Lieben, bei denen wir solch freundliches Entgegenkommen gefunden, ein herzliches „Danke schön" zurufen, mit der Bitte, von allen recht viel und recht oft zu hören.

Gerhard Ens.

P. S. Der Vorwärts möchte freundlichst diese Zeilen kopieren, ich habe dies vielen, bei denen wir eingekehrt, so versprochen.

G. E.

### Eindrücke von der Bibelkonferenz in Pretty Prairie, Kansas.

H. J. Dyck.

Daß eine derartige Bibelkonferenz ein Bedürfnis war, hat wohl schon mancher unter uns seit einiger Zeit gefühlt. Besonders, wenn man von andern Gemeinschaften hörte, die solche prophetische Konferenzen abhielten, oder man Gelegenheit hatte, solchen beizuwohnen, stieg einem wohl der Gedanke auf: Warum können wir so etwas nicht haben?

Der Ruf: „Siehe, der Bräutigam kommt!" erschallt seit einigen Jahren mehr und mehr durch die ernsten Kreise der Christenheit; aber zu gleicher Zeit hört man den Ruf des bösen Knechtes Matth. 24, 28: „Mein Herr kommt noch lange nicht", wenigstens glaubt man, es muß noch tausend Jahre dauern, wo er dann nach dem Friedensreich zum Gericht kommt. Weiter wird betont, daß das „über eine lange Zeit", Matth. 25, 19, nicht ein paar tausend Jahre sein könne, sondern wirklich eine lange Zeit.

Diese beiden Richtungen kennt man heute unter dem Namen Pre- und Post-Millennialism. Es hat von jeher Scheidungen in der „Geisterwelt" gegeben, die leider auch oft zu äußerlichen Trennungen geführt haben. Diese Richtungen mögen auf den ersten Blick nicht so grundverschieden sein; aber des Christen Stellung zu einer oder der andern macht einen großen Eindruck auf das praktische Leben und Wirken.

Die oben erwähnte Konferenz war dazu angetan, uns in der schon erkannten Wahrheit zu befestigen und weiter zu führen. Oder ist vielleicht auch jemand durch die überzeugenden Vorträge über das „prophetische Wort" aus einem Lager ins andere übergetreten? Oder ist bei einem oder dem andern das wenige Licht, das er im prophetischen Wort hatte, erloschen, weil er sich nicht weiter in dasselbe hineinführen ließ?

Wer hätte wohl auf solche zahlreiche Beteiligung an der Konferenz gerechnet. Wenn unsere Beobachtung nicht täuscht, waren dort viele, die von Herzen den Worten des Heilandes glaubten: „Siehe, ich komme bald." Manchem Christen, der das Treiben der Welt und den Zustand der Namenchristen kennt, überkommt zuweilen ein Gefühl, welches einst Elias hatte, als das ganze Israel dem Baalsdienst verfallen war: „Ich bin allein übrig geblieben", aber wie damals, so hat der Herr auch heute noch mehr denn sieben tausend, die ihre Knie nicht vor Baal beugen. Es ist sonderbar, wie viele fragliche und weltliche Dinge im Lager derer Raum haben, die unter der Fahne „Mein Herr kommt lange nicht" stehen. Da haben Tanz, Spiel und Theater in Kirche und Schule Raum. Eins bleibt gewiß: Je mehr wir glauben: „Siehe, ich komme bald", desto reiner wird unser eigenes Leben, das Leben der Gemeinde und Gemeinschaft sein. „Wer solche Hoffnung zu ihm hat, der reinigt sich, gleichwie er rein ist."

Mancher hat schon bekannt, daß ihm die Bibel ein verschlossenes Buch war, und er mit vielen Stellen im Worte nichts anfangen konnte, bis er einen dispensationellen Einblick in das Wort bekam. Es kommt viel darauf an, ob der Redner „das Wort der Wahrheit recht teilt". Manche der Redner gaben uns Anschauungsunterricht an der Wandtafel, welches gewiß viel zum Verständnis des Wortes beiträgt. Ich möchte hier hinweisen auf ein Werk von Rev. Clarence Larkin, Fox Chase, Philadelphia, Pa. Es heißt „Dispensational Truth". Dieses Werk enthält 41 Charts nebst Beschreibungen und Erklärungen. Es kostet nur $2.50. Ich glaube, Br. J. J. Balzer empfahl es schon auf der Konferenz.

Den Wert einer solchen Konferenz kann man nicht gut berechnen, denn wenn dadurch direkt oder indirekt einige Seelen in das prophetische Wort hineingeführt werden, so ist es lohnenswerte Zeit und Arbeit gewesen. Der Herr ist daran, seine Gemeinde auf sein baldiges Kommen vorzubereiten. Wolle es dem Herrn gefallen, auch diese Bemühungen seiner Kinder dahin zu segnen.

Es war schade, daß diese köstlichen Wahrheiten des prophetischen Wortes nur in etwas berührt werden konnten. Wenn die Unterhaltung über einen Gegenstand recht interessant wurde, mußte schon wieder damit abgebrochen werden. Aber mit soviel mehr Appetit kommen wir dann zur nächsten Konferenz. Gottes Wort ist so reichhaltig und vielseitig, daß wir dasselbe nie erschöpfen werden; aber wie freut man sich in demselben neue Entdeckungen zu machen und andere darauf aufmerksam zu machen.

Eine solche prophetische Konferenz sollte auch weiterhin nicht denominationell gehalten werden. Wir schaarten uns, von wo wir auch kamen, um unsern gemeinsamen kommenden König. Er hat nur ein Reich, nur eine Braut in dieser Zeit, die dem großen Hochzeitstage entgegengeht und sich dazu vorbereiten lassen will, die uns von ihm zugedachte Stellung würdig einnehmen zu können.

Es ist dieses auch nicht eine Prediger- oder Delegaten-Konferenz, sondern entspricht dem lange gefühlten Bedürfnis, allen Brüdern und Schwestern einige Tage der geistlichen Erquickung zu bieten.

Manche schienen unter dem Eindruck zu sein, daß diese Konferenz nur für die Pre-Millennialisten sei. Dieses war aber nicht die Absicht. Denn daß die Gegenstände auch von der Post-Seite beleuchtet wurden, trug nur dazu bei, uns desto fester an das prophetische Wort zu halten. Wenn ein Kind etwas in seiner Hand hat, das ihm nach seiner Meinung kostbar und wertvoll ist, und ihm dasselbe jemand nehmen will, so faßt es das Kind desto fester. Wenn man uns heute die selige Hoffnung der Erscheinung Jesu Christi zur Entrückung der Seinen und zur Aufrichtung seines Friedenreiches nehmen will, so halten wir uns desto fester an das prophetische Wort, und Konferenzen wie diese werden zur Notwendigkeit.

Als Saul einst unter die Propheten geraten war, mußte er weissagen, überwunden von dem Geiste der Propheten. Es ist nicht unsere Pflicht, erdichtete Fabeln oder menschliche Philosophie zu verkündigen, wie etwa wir meinen das goldene Zeitalter herbeizuführen, sondern nebst der Versöhnung durch Christum auch den ganzen Rat Gottes zu verkündigen, und dieser schließt das prophetische Wort in sich, damit dadurch Gottes Volk sein Haupt empor hebt, weil die Erlösung naht.

---

## Zeitspiegel

Es gibt Dinge, die sehe ich, und darum brauche ich sie nicht erst zu glauben. Der Glaube ist immer etwas, was über die Sinnenwelt hinausgeht. Ich sehe tausendfach den Tod und brauche nicht erst an ihn zu glauben. Aber ich glaube an eine Auferstehung von den Toten. Niemand unter uns hat je einen Auferstandenen gesehen, niemandem unter uns ist je zwischen den Gräberreihen einer begegnet, der aus dem Tode kam. Unsere Erfahrung spricht gegen eine Auferstehung. Aber im Glauben bin ich derselben gewiß. Die Welt nennt alles das, was über die Sinnenwelt hinausliegt, ein Wunder und verwirft von vornherein dieses Wunder. In der Tat, unser Glaube ist immer ein Wunderglaube, denn er hat es mit lauter Wundern zu tun. Das größte Wunder im Weltenall ist Gott selbst. Und aller Glaube hat seinen tiefsten Grund in Gott. Wir glauben an einen Gott, der Wunder ist und Wunder tut. Abraham sah nicht an seinen erstorbenen Leib, sondern glaubte Gott.

Warum sage ich das in der Einleitung unseres Zeitspiegels?

Eben weil es mir den Weg bahnen soll zu meiner heutigen Zeitbetrachtung. Ich glaube nicht an eine V o l k s k i r c h e. Die sehe ich. Aber ich glaube an e i n e a l l g e m e i n e c h r i s t l i c h e K i r c h e, die Gemeinde der Heiligen. An diese Kirche glaube ich, obwohl sie von Anfang verfolgt wurde, obwohl erst die Welt und dann die Weltkirche alles aufbot, um sie zu vernichten in versteckter Klugheit oder in offenbarer Feindschaft. Ich glaube an diese Kirche, auch wenn es Gott gefällt, die Staats-, Welt- oder Volkskirche zu zerschlagen.

Das haben mich aufs neue die Verhandlungen des Dresdner Kirchentages gelehrt.

Mit besonders großen Erwartungen hat man diesem Kirchentage in unsern Kreisen wohl nicht entgegengesehen, manche schon deswegen nicht, weil es eine Aktion der Kirche war, der sie von vornherein allzu skeptisch gegenüberstehen. Es gibt leider manche in den entschieden christlichen Kreisen, die, sobald und wo immer die Kirche, d. h. die offizielle Kirche etwas unternimmt, die Zensur mangelhaft oder ungenügend darunter setzen. Ihnen gilt nur das, was aus ihren Kreisen heraus geschieht. Da geht man denn liebevoll entschuldigend über Fehler und Mängel hinweg, während man die Flecken der Kirche nur gar zu gern mit dem Vergrößerungsglase sieht. Das ist nicht recht. Wir müssen unsrerseits auch der offiziellen Kirche ihr Recht widerfahren lassen und nicht mehr von ihr erwarten, als man von ihr verlangen kann. Und weil wir auf den Kirchentag keine besonders große Erwartungen setzten, darum sind wir auch nicht in demselben enttäuscht. Im Gegenteil, wir können sagen, daß er geleistet hat, was er unter den gegebenen Umständen leisten konnte.

In dem Dresdener Kirchentag ist die Volkskirche der Zukunft verankert. Ob diese Kirche der Zukunft wirklich eine Zukunft haben wird, das wird sich zeigen, das werden wir s e h e n. Das hat gar nichts mit meinem Glauben zu tun. Ich sehe in dem, was da in Dresden beschlossen wurde, nur eine große Organisation, man kann es auch einen Zweckverband nennen. Diese Organisation will kirchlich unser Volk umfassen. Daher der Name Volkskirche. Diese Volkskirche hat wenig Aehnlichkeit mit dem, was man in der ersten Christenheit die Gemeinde des Herrn nannte, sie ist auch weit entfernt von der allgemeinen, einen, christlichen Kirche, an die ich g l a u b e. Sie ist nur ein großer Rahmen, ein gewaltiger Betrieb, in dem große und kleine Räder laufen, und bei dem es darauf ankommt, daß alles in der rechten Ordnung bleibt. Darum spielt in diesem Betriebe die Verwaltung eine so große Rolle. Man nennt das wohl auch die Kirchenpolitik.

Es ist ein großer Irrtum, wenn wir diese O r g a n i s a t i o n mit dem O r g a n i s m u s verwechseln. Eine Organisation braucht in sich noch kein Leben zu haben. In der mittelalterlichen Kirche haben wir eine großartige Organisation, die alles, selbst die bürgerliche Betätigung umfaßte, ein festgefügtes Ganzes, das bis ins kleine und kleinste ausgebaut war; aber es fehlte der Organismus, der, wie der Organismus des menschlichen Körpers die Quelle des Lebens in sich hat. An Stelle der katholischen trat nach Luther die evangelische Organisation. Und oft genug, das müssen wir bekennen, ging über der Organisation der Organismus in die Brüche. Die kirchlichen Organe waren dann unfähig, in sich das Leben aus Gott zu fassen. Organ heißt Werkzeug. Eine Kirche ist dann t o t — auch wenn sie zu leben glaubt — wenn sie kein Werkzeug in Gottes Hand mehr ist, wenn durch ihre Kanäle nicht mehr das Leben von oben fließt. Nicht die Kanäle sind die Hauptsache, sondern das Leben denn dieses schafft, wenn es nicht anders sein kann, sich selber Kanäle; aber niemals können Kanäle Leben schaffen.

Organisation und Organismus k a n n zum Gegensatz werden, es ist dann der Gegensatz von Aeußerem zum Innern; aber es braucht das durchaus nicht immer der Fall sein. Es hat immer Menschen gegeben, die das Heil in der Organisation sahen. Da will man dann durch das Aeußere den inneren Mangel verdecken. Die äußere Aufmachung muß herhalten. Da hüllte man schon früh in der christlichen

(Fortsetzung auf Seite 10.)

# Editorielles.

— Unsere Augen sind in letzter Zeit wohl mehr oder weniger nach Rußland gerichtet und wir nehmen innigen Anteil an den furchtbaren Leiden, die unsere Glaubensgeschwister dort betroffen haben. Nach allen Berichten muß es dort schrecklich zugegangen sein. Br. G. G. Hiebert ist jetzt von dort zurückgekommen und hat, laut „Vorwärts" viele briefliche und mündliche Nachrichten von dort mitgebracht. Viele werden diesen Nachrichten mit Spannung entgegensehen.

Die Delegation der russischen Mennoniten, bestehend aus vier Brüdern, Friesen, Unruh, Warkentin und Esau, ist hier eingetroffen. Die Brüder hielten sich einige Tage in Scottdale auf und so bekam auch ich Gelegenheit, mit ihnen bekannt zu werden. Viel trauriges berichten sie von dort, doch ihre Berichte bezüglich der Selbstverteidigung der Mennoniten in Rußland lauten etwas anders, als man bisher gehört hat. Sie verweisen auf den ausführlichen Bericht, den G. G. Hiebert von drüben mitgebracht hat, und dessen Anfang in heutiger Nummer erscheint. Derselbe soll alles wahrheitsgetreu schildern. Viel haben die Brüder zu erzählen und es ist mehr als interessant, ihnen zuzuhören. Sie wollen so viel als möglich mit den Gemeinden bekannt werden und Verbindungen anknüpfen. Man sieht es ihnen jetzt nicht mehr an, daß auch sie leiden mußten In der Schweiz haben sie gute Kleider kaufen können, vorher, sagten sie, sahen sie anders aus. Sie wurden überall, in der Schweiz, in Deutschland und in Holland von den dortigen Mennoniten freundlich aufgenommen. Jetzt sind sie hier und es ist nur billig und recht, wenn wir ihnen mit Liebe und Freundlichkeit entgegenkommen und ihnen nach besten Kräften ihre Mission erleichtern. Ihre Mission ist vielseitig und kann am besten verstanden werden, wenn sie selber alles darlegen.

Von hier fuhren sie weiter nach Bluffton und nach Berne und von da werden sie weiter nach dem Westen, wohl nach Nebraska und Kansas reisen. Sie werden die verschiedenen Gemeinden und einzelne Brüder besuchen, von denen sie direkte Einladungen erhielten und werden suchen, weitere Verbindungen anzubahnen.

Wir heißen sie in unserer Mitte herzlich willkommen und wünschen ihnen in ihrer Arbeit des Herrn reichen Segen, sodaß alles, was sie hier bezwecken, zum Wohl der Glaubensgeschwister in Rußland und zum Lob und Preis unsers Herrn und Meisters gereichen möchte.

—Dem Editor gingen in letzter Zeit durch Korrespondenzen und Privatbriefe so viele Glück- und Segenswünsche zu seiner neuen Arbeit zu, daß er nicht imstande ist, allen persönlich zu antworten und daher möchte er hiermit allen seinen tiefgefühlten Dank dafür aussprechen. Möchten auch weiterhin alle fortfahren, für ihn und seine Arbeit am Gnadenthron Gottes Fürbitte einzulegen, daß durch dieses Blatt des Herrn Ehre gefördert und Sein Name verherrlicht werde.

—Viele Leser sind der Bitte des Editors, die rückständigen Abonnementsgelder einzusenden, gefolgt. Dafür gebührt ihnen Dank. Andere sind vielleicht daran, es zu tun. Manche haben aber wohl noch nicht nachgesehen, ob sie im Rückstand sind. Wir sind nach wie vor gerne bereit, rückständige Abonnementsgelder in Empfang zu nehmen und werden es begrüßen, wenn alle dem nachkommen würden. Verhältnisse erlauben es manchmal den Lesern nicht, das Geld jetzt zu senden und auf solche wird auch weiterhin gerne Rücksicht genommen. Solche aber, die können, brauchen nicht zu fürchten, den Editor durch Einsendung des Betrages in Verlegenheit zu setzen.

### Todesanzeige

Cherry Ridge, Montana, den 9. Juni 1920. Will versuchen, durch die Rundschau unseren Verwandten und Bekannten mitzuteilen, daß unsere Mutter gestorben ist. Da ich auf dem Begräbnis nicht zugegen war, dachte ich, jemand von den anderen Geschwistern würde es in diesem Blatt berichten, da sie viele Bekannte hat. Ich bekam das Telegramm zu spät, als daß ich noch zum Begräbnis dort sein konnte, so konnte ich die liebe Mutter nicht mehr sehen. Aber kurz vor ihrem Abscheiden erhielten wir noch einen Brief von ihr. Daraus sahen wir schon, daß sie schon glaubte, nicht mehr lange hier zu sein; denn sie nahm Abschied und sagte, wir wollen uns dort treffen. Wir dachten jedoch nicht, daß sie so plötzlich abscheiden würde. Sie war aber schon eine Zeit kränklich, einige male sehr krank. Jetzt ist sie dort, wo keine Trübsal mehr ist. Jesus wird abwischen alle Tränen von ihren Augen.

Alt geworden ist sie 70 Jahre, 3 Monate, 26 Tage. Sie hinterließ unseren Vater und sieben Kinder, Großkinder und etliche Urgroßkinder. Sie wartet unser dort, wo kein Scheiden mehr sein wird, sie wird ruhen von ihrer Arbeit. Die Eltern wohnten bei Abram Kornelsen, Klefeld, wo der Vater auch jetzt noch wohnt.

Wir haben gelesen, daß unsere Tante, Witwe Jakob Penner, sich verheiratet hat. — Unsere Nachbarn, Herman Jansens waren den 6. hier und er hielt hier eine Versammlung in unserm Schulhaus. Sie nahmen Abschied von uns auf längere Zeit, sie gehen nach Süd-Afrika, sobald ein Schiff dorthin abgeht. Sie werden vom Bund geschickt, den Heiden das Wort des Herrn Jesus zu verkündigen.

Es grüßen Eure Mitpilger nach Zion:
Peter und Katarina Penner.

# Korrespondenzen

## Vereinigte Staaten

### California

Bakersfield, Calif., Juni 1920. Werter Editor! Sende heute einen Scheck für die Rundschau, die uns bis heute treu besucht hat. Wir haben die Rundschau schon seit 1873 gelesen, und ich rechne auch, so lange ich kann, sie zu lesen. Möchte wissen lassen, daß ich seit fünf Monaten im Landgeschäft bin. Da ich ziemlich gut bekannt bin und auf vielen Plätzen war und gewohnt habe, möchte es vielleicht jemand interessieren, etwas von dieser Gegend zu erfahren. Die solches wünschen, können an mich schreiben, ich will gerne alle Auskunft geben, die ich geben kann. Es ist hier noch viel Gelegenheit, Land zu kaufen von 50 bis 500 Dollar den Acker. Uns gefällt es hier sehr gut. Ich habe mein Auto allezeit bereit, die Gegend hier unentgeltlich zu zeigen. Wir wohnen hier schon elf Jahre und haben diese Gegend schon gut kennen gelernt. Hier wird jetzt der zweite Schnitt Alfalfa geschnitten. Alles sieht fein und fruchtbar aus. Die Kirschen, Pfirsiche, Aprikosen usw. sind längst auf dem Markt. Wir haben hier ein schönes Versammlungshaus, welches jeden Sonntag gut besucht wird. Dies ist ein schöner Vorzug, gegen andere Plätze, wo solches nicht ist. Werde versuchen, von Zeit zu Zeit etwas von hier einzusenden.

Viele Grüße an alle, die uns kennen, sowie an alle Leser dieses Blattes:
Aug. Klingenberg.

Fresno, Calif., den 19. Juni 1920. Werter Editor und alle Leser der Rundschau. Einen Gruß der Liebe zuvor! Wir in Californien haben schönes Wetter und die Gesundheit ist meist gut. Die Aprikosenernte ist bald zu Ende. Es war keine volle Ernte, denn zur Blütezeit war ein schwerer Regen und das tut ihnen nicht gut. Auch die Pflaumen und die Pfirsiche sind nicht sehr voll; die Preise sind aber gut. Der Verdienst ist von 50—60 Cents die Stunde. Obwohl alles teuer ist, kann jeder sein gutes Leben machen. Der bolschewistische Geist ist auch schon in Amerika. Diejenigen, die von den reichen Leuten Geld verdienen, meinen, jetzt geht es in Rußland gut, denn es wird den Reichen genommen und verteilt, daß jeder etwas hat, und so soll es auch hier werden. Ich sage ihnen aber, daß dieser Geist vom Teufel kommt, denn die Bibel sagt, du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut. Ja, sagen sie, die vielen Millionäre haben im Krieg ihr Geld gemacht und die Armen mußten ihr Leben drangeben. So verschieden wird gesprochen und wenn man weiter spricht, was die Bibel sagt, so glauben sie doch nicht, daß es einen Gott gibt und von solchen ist die Welt voll. Wenn die Zeit da ist, werden sie ihr Werk vollbringen,

jetzt können sie noch nicht, weil noch eine Obrigkeit da ist. So gewiß, wie Amerika in den Krieg gekommen ist, kann auch der Bolschewismus kommen.

Gottfried Benzler.

### Montana

Lustre, Montana, den 19. Juni 1920. Friede als freundlichen Gruß zuvor! Das altbekannte Sprichwort: „Unverhofft kommt oft" bewahrheitet sich von Zeit zu Zeit aufs neue und zwar hier auch wieder im Fall des Editorenwechsels. Nun, ich glaube, wir heißen den neuen Editor auch alle willkommen in unserer Mitte als Rundschaufamilie. Wir wünschen, daß er die Arbeit an der Rundschau im Segen und unter dem Beistande des Herrn fortsetzen möchte, sowie das unter der alten taktvollen Leitung des abscheidenden Editors geschah. Ich meinerseits kann sagen, daß es mir von Br. Wiens gefiel, daß er immer so mehr das Gleichgewicht behielt, d. h. das rechte Wort zur rechten Zeit sprach, und auch, wenn es zu schweigen galt, zur rechten Zeit schweigen konnte oder besser durfte, wohl des Wortes eingedenk: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold." Besonders in dieser letzten Zeit galt es auf der Hut zu sein, was gesprochen und was geschrieben wurde, und das fällt beim Editor einer Zeitung besonders ins Gewicht. Ich danke dem alten Editor auch, daß er meine Berichte mit Rücksicht in die Spalten der Rundschau aufgenommen hat, außer in einem Bericht, wo er eine Bemerkung ausgelassen hatte, wozu ich auch wirklich froh und dankbar war und es jetzt noch bin. Beim schreiben fiel mir das auch nicht besonders auf, doch als ich den Brief abgeschickt hatte, fühlte ich so, es wäre besser gewesen, wenn ich das unerwähnt gelassen hätte. Deswegen war ich auch froh, als die Nummer erschien, daß der Satz ausgelassen worden. Das meint, eine Zeitung mit Umsicht redigieren. Doch die werten Leser werden nicht denken, daß ich etwas Ungebührliches oder über jemand etwas Persönliches geschrieben hätte, sondern es paßte eben nicht für dieses Blatt. Wünsche auch Euch, Geschw. Wiens samt Familie, eine gesegnete Zukunft und ein glückliches Heim, wo immer Ihr Euch werdet niederlassen.

Joh. F. Thießen fuhr den 3. d. M. ab nach Harvey, Mr. Klusky, Johannestal u. Velva, N. D. um seine ihm von der Konferenz der M. B. Gemeinde aufgetragene Evangelistenarbeit zu tun, und zwar vier Wochen. Kann dieses Mal berichten, daß wir es hier zur Zeit sehr naß haben. Es ist so naß, wie es in der Zeit meines Hierseins, welches vergangenen März zwei Jahre waren, noch nicht war. Das Getreide war ja schon so mehr vor dem Regen aufgegangen, außer der Flachs im frischgebrochenen Land. Durch Nachtfröste wurde es im Wachstum auch nicht gehindert; doch jetzt macht es wirklich starke Fortschritte im Wachstum und es steht prachtvoll und üppig da, daß es eine wahre Lust ist, wenn man die Getreidefelder überschaut. Wenn es weiterhin vor Hagel und sonstigem Schaden bewahrt bleibt, kann es eine schöne Ernte geben. Die Viehweide ist auch ausgezeichnet und das schöne nahrhafte Buffalogras bietet die beste Nahrung. Das Vieh wird glatt und fett, wie wenn es bei der vollen Haferkrippe steht. Das ist hier aber nicht der Fall, der Hafer gehört hier zur Rarität. Auch während der Saatzeit gab es nur mittags Hafer, des Nachts waren die Pferde auf der Weide und sie taten ganz gut dabei. Wir sehen, daß die Erde und alles, was Gott der Herr gemacht und erschaffen, noch wirklich alles gut ist, wenn wir schwache und unverständige Menschen es auch nicht begreifen, oder wohl richtiger nicht begreifen wollen.

Unser Nachbar, Dietrich Olfert, ist gegenwärtig fleißig am Wiese brechen und zwar mit seinem neuen Tractor, dem „Fordson". Diese werden hier so mehr gekauft und es scheint, sie tun auch gute Arbeit.

Gerhard Neufelds, Mt. Lake, Minn., waren vor einigen Wochen angenehme Besucher. Sie waren bei ihren Kindern, Ab. Fast. Letztere wurden im Winter und auch noch in letzter Zeit ziemlich schwer heimgesucht durch verschiedene Krankheiten. Gegenwärtig sind sie aber wieder besser und wohlauf. Editor und Leser bestens grüßend, verbleibe ich:

Jak. M. Thießen.

## Canada.

### Saskatchewan

Rosthern, Sask., den 16. Juni 1920. Mein lieber Editor! In meinem Reisebericht haben sich ein paar Fehler eingeschlichen, und ich möchte herzlich bitten, wenn möglich, noch zu korrektieren. Erstens haben Sie die Namen J. P. Epp und Charles Knaf, sollte aber nicht Knaf sondern Kraf sein. Dann ist Br. Abr. H. Friesen ganz ausgelassen, der eben auch im Bunde war. Meiner Meinung nach haben Sie das Versehen gemacht und ich hoffe, Br. Friesen wird entschuldigen, also bitte! (Leider ist am Anfang des Reiseberichts der Name von Br. Friesen ausgelassen. Da Br. Wiens, der die ersten Teile desselben veröffentlichte, aber nicht mehr hier ist, auch die ersten Blätter des Originalartikels fort sind, kann ich nicht ausfinden, wo der Fehler steckt, doch ist Br. Friesen weiterhin im Bericht genannt. So wird es wahrscheinlich beim Setzen des Artikels am Anfang übersehen worden sein. Bedaure sehr, daß der Fehler gemacht worden ist, absichtlich ist es nicht geschehen. Es ist für einen Editor sehr leicht, einen Fehler zu machen, ja, man muß sich manchmal wundern daß nicht mehr Fehler vorkommen. So bitte ich, zu entschuldigen und dieses als Berichtigung ansehen zu wollen. Ed.)

Möchte noch kurz berichten, daß hier unter den Mennoniten eine ziemliche Bewegung im Gange ist, um Schritte zu tun, den jetzt so furchtbar geplagten und gemarterten Mennoniten in Rußland zu helfen. Diese sind ja allen Berichten nach in schrecklicher Lage und wissen sich nicht zu helfen. Sie wollen, wie man aus allen Berichten vernimmt, aus Rußland fort, aber wohin? und wie? Zu diesem Zweck wurde in der Eigenheimer Kirche am letzten Montag, den 14. eine Versammlung abgehalten und die allgemeine Stimmung war derart, daß alles mögliche angewandt werden sollte, diesen Armen zu Hilfe zu kommen. Die Brüder Wm. Rempel und Peter Epp wurden ersucht, einen allgemeinen Aufruf an die Mennoniten von Nord-Amerika zu machen, um Mittel und Wege zu schaffen, eine Auswanderung aus Rußland zu Wege zu bringen. Man ist der Ansicht, daß in Canada und den Vereinigten Staaten noch genügend Raum für dieses gute, ehrliche und strebsame Volk ist. Auch ist man der Ansicht, daß die Regierungen von Nord-Amerika diesen Leuten nicht abgeneigt sein würden, wenn sie über Verhältnisse und den richtigen Sachverhalt dieser braven Leute orientiert würden. Mit der russischen Regierung (man weiß wohl jetzt noch kaum, wer sie ist oder sein wird, aber es muß doch bald einmal eine Partei von den Alliierten anerkannt werden) ließe sich auch vielleicht ein Weg finden, diese Geplagten aus dem Lande zu lassen. Könnte man nicht auch hier das alte Sprichwort anwenden: Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg? Vor allen Dingen sollte besonders eines im Auge gehalten werden und zwar: Einigkeit. Denn Einigkeit macht stark, hat zu seiner Zeit der alte Bismark gesagt und das haben ja auch zur Genüge oftmals die Mennoniten bewiesen, daß sie manches durchzusetzen vermocht haben, auch wenn es noch so schwierig schien, wenn sie erst aufrichtig wollten. Dabei ist natürlich nicht zu vergessen, daß der eine große Weltenlenker, unser Herr und Heiland Jesus Christus, mit zu Rate genommen werden muß, wenn wir Erfolg haben wollen. Er ist der einzige, der helfen kann und helfen will, wenn wir alle vereint Ihn darum bitten.

Morgen, Donnerstag, den 17. soll in der Hepburn Kirche wieder eine große Versammlung bezüglich dieser Sache abgehalten werden und ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß auch hier das Interesse und das Mitleid nicht fehlen werden. Neben den vielen Berichten über die Verhältnisse der Deutschen in Rußland, welche ich in mennonitischen Blättern gelesen, möchte ich noch hinzufügen, daß auch ich einen langen und liebevollen Brief von meinem Bruder Cornelius Ens, Altonau, Molotschna Kolonie erhalten habe. Werde aber nicht versuchen, den Brief hier wiederzugeben, sondern nur soviel sagen, daß er genau mit den schon veröffentlichten schrecklichen Berichten übereinstimmt. Einige Auszüge dieses Briefes sind folgende:

Schreibe mir, lieber Bruder, wo sollen wir hin, wenn wir auswandern. Dann auch: wenn es sich so leicht machen ließe wie gesagt, würden wir morgen schon in Amerika sein. — Wir haben in dieser Zeit

viel zu Gott geschrieen und er hat unsere Gebete erhört. — Bei Tag und bei Nacht haben wir uns in Gräben, oder imStrauch oder wo immer ein Versteck war, aufgehalten. — Vieles ist uns genommen und verschlagen. — Bei uns in Altonau wurden elf Mann an einem Tage erschossen.— Es sind viele Ställe, wo nicht ein Pferd geblieben, usw. — Der Brief war den 3. Dezember 1919 geschrieben, zu welcher Zeit die Banden gerade nicht in der Molotschna terrorisierten, jedoch noch in der Altkolonie waren, mit der die Molotschna Mennoniten damals keine Verbindung hatten. Er schreibt, daß es dort auch schrecklich hergeht, unter anderem folgendes: man sagt, auf Jesikow No. 4 sollen alle männlichenPersonen von 17Jahren an umgebracht worden sein, ähnliches auch auf anderen Stellen und — wir sehen mit Bangen dem Augenblick entgegen, wenn wir wieder mit der Altkolonie in Berührung kommen werden, ob nicht viele unserer Lieben fehlen werden, usw. — Dann die furchtbaren Preise dort, z. B. Weizen 1000 Rbl. das Tschetwort, auf Stellen noch mehr, Pferde 50,000 Rbl. das Stück, Kühe 15,000 Rbl., eine gewöhnliche Haspelmaschine(?) ist für 10,000 Rbl. nicht zu haben, Butter bis 160 Rbl. das Pfund. eine kleine Nähnadel einen Rubel, ein Spulchen Zwirn 75 Rbl., Kattun 150 Rbl. die Arschine, Wollenzeug gibts überhaupt nicht und wenn, dann 1000 Rbl. die Arschine (eine Arschine ist 28 Zoll), Schuhe 2000 Rbl., lange Stiefel 5500 Rbl., und so ähnlich alles. Viele Sachen sind überhaupt nicht mehr zu bekommen. — Er schreibt, es ist einfach schrecklich und wir glauben nicht, daß unsers Bleibens hier länger sein kann. — Schrecklich, und was können wir hier tun, wird vielleicht der eine oder der andere Leser dieses Blattes sagen — und es ist auch wirklich eine schwierige Sache, aber wir haben eine Verantwortung und eine Pflicht unseren Brüdern gegenüber, nach den Worten unseres großen Lehrmeisters: Was ihr einem dieser geringsten getan, das habt ihr mir getan.

**Es ist die Gefahr vorhanden, daß, wenn diesen Leuten nicht geholfen wird, das sie auswandern können, sie verdrängt und vertrieben werden und im großen russischen Reich unter den Massen verschwinden und man wird sie nie wieder zusammenfinden können. Ja, man wird sie nicht nur in mörderischer Weise vergewaltigen, sondern sie werden auch auf religiösem Gebiet vergewaltigt werden, sie werden, durch Angst und Schrecken getrieben, russisch werden und somit vor unsern Augen verschwinden. Gott wolle geben, daß diesem vorzubeugen wäre. Wollen daher unsere Pflicht tun und alle unter unserem Volk oftmals vorkommenden Hindernisse beiseite legen und retten, was zu retten ist.**

**Das ist der Wunsch und das Gebet Eures Wohlwünschers:**

**Gerhard Ens.**

**Der „Vorwärts" möchte auch diese Zeilen freundlichst kopieren.**

## Manitoba

Steinbach, Man., den 21. Juni 1920. Da ich schon eine geraume Zeit nicht an die Rundschau geschrieben habe, will ich pflichtgetreu auch wieder eine Korrespondenz einsenden. Aufs erste möchte ich sagen, daß es mir leid tut, daß der Schreiber in No. 24 der Rundschau (mit Namen H. Teichrieb, Los Angeles, California) mein Schreiben: Kann ein wahrhaft Gläubiger oder ein Kind Gottes verloren gehen? so aufgefaßt hat, als wenn ich die Bekehrung und das Seligwerden so hingestellt habe, als ob das ganz vom freien Willen des Menschen abhinge. Ich weiß nicht, wie er das hat heraus nehmen können. Ich habe meine Kopie noch mal durchgesehen und finde nicht, daß etwas sollte darauf hindeuten oder so genommen werden könnte. Es sei denn, er nimmt es aus den Worten, die ich dort aus Joh. 10: 28 angeführt habe, wie sie dort lauten: Niemand kann sie aus meiner Hand reißen usw. Und weiter, daß wir aus diesen Worten sehen können, daß es unmöglich ist, daß jemand das tun könne, selbst nicht der Teufel. Und weiter, daß dieses nur in soweit zu nehmen ist, so lange er sich vom Herrn halten läßt und sich selbst nicht losreißt. Und dann kommt vielleicht, was er ganz besonders so aufgefaßt hat. Der Mensch hat auch dann noch seinen freien Willen, wie er ihn vor der Bekehrung hatte. Wenn es dieses sollte sein, so kann ich es nicht helfen. Meine Gesinnung und Verständnis laut h. Schrift ist einmal so. Ich glaube nicht, daß ein Kind Gottes so gebunden ist wie viele glauben, daß es sich nicht losreißen kann. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß ein Mensch aus eigener Kraft, ohne Gottes Hilfe, ein neuer Mensch werden kann, wie er dort in der zweiten Frage anführt. Wenn ich so den Aufsatz weiter lese, so muß ich mich fast wundern, wie der 1. Schreiber auf so eine Fährte gekommen ist, daß meine Meinung der Art ist, daß dieses ganz in unserer Willens-Kraft liegt und daß wir uns ganz und gar darauf verlassen können. Ich bin weit davon entfernt, so was zu denken oder zu glauben. Der Mensch kann nur aus Gnaden gerecht und selig werden, so wie Paulus in Eph. 2:8—9 sagt, doch wir müssen es wollen; so wie er auch auf einer Stelle sagt: Das Wollen habe ich wohl aber das Vollbringen fehlt mir. Ich möchte noch so viel über das Verlorengehen sagen, daß wir dieses eigentlich garnicht zur Frage stellen dürften, so wie auch ein gewisser Klebe in seinem Berichte erwähnte, daß dieses nicht nötig wäre; doch denke ich in diesem anders. Er sagt, wir sollten entschieden sagen: ja ein Kind Gottes kann verloren gehen. Ich denke wenn wir dieses nicht zur Frage stellen wollen, könnten und sollten wir frei sagen und bekennen. Ein wahrhaftGläubiger oder einKind Gottes kann und wird nicht verloren gehen. das heißt, wenn es als ein wahres Kind Gottes aus dieser Welt geht (leiblich stirbt) aber im Herrn entschläft. Wenn es aber verloren geht, so ist es nicht als ein Kind Gottes gestorben und im Herrn entschlafen, sondern schon im Leben geistlich gestorben; und das ist nach meiner Ueberzeugung möglich. Liebe Leser, wollen es mit unserm Leben ernst nehmen und uns fest am Herrn halten. Der Herr wird das Seinige mit uns tun und uns alsdann festhalten, daß wir als Sieger dürfen hervorgehen. — Nachdem wir eine Zeit zurück viel Regen hatten, ist er jetzt schon bei anderthalb Wochen ausgeblieben. So würde ein Schauer Regen jetzt schon sehr gut sein, wenigstens in den Gemüsegärten würde er sehr gewünscht sein. Die Wege haben sich daher sehr gebessert, so dürfen die Autofahrer jetzt nicht mehr dem Trubel ausgesetzt sein, im Morast stecken zu bleiben. Wir hatten vorige Woche wieder liebe Gäste von Minnesota, nämlich Peter Balzers von Bingham Lake. Balzer ist mein Vetter von Mutters Seite. Von hier fuhren sie nach Herbert, wo die Schwester Balzer ihre leibliche Schwester Jakob Ewert wohnen hat, sie zu besuchen und zugleich auch der dortigen Konferenz beizuwohnen. Unsere Konferenzfahrer nach Henderson sind vorige Woche Mittwoch auch glücklich und wohlbehalten heimgekehrt. Auf dem Heimwege sind sie noch in Minnesota bei Mt. Lake angefahren. Sie haben sich von Freitagabend bis Sonntagmittag aufgehalten und flüchtige Besuche gemacht. Zum Schluß noch einen Gruß und Wohlwunsch an alle Leser und Redakteur, von Eurem Mitpilger nach Zion:

Heinrich Rempel.

---

Fortsetzung von Seite 7.

Kirche die Priester in schöne Gewänder, in demselben Maße wie der Heilige Geist und die Kraft von oben schwand; da mußten schöne Meßgewänder den inneren Mangel an Kraft zudecken und Stola und Tiara die hochwürdige Nichtswürdigkeit verhüllen. Es ist auch ein Zeichen der Zeit, wenn sich in unsern Tagen eine hochkirchliche Vereinigung gebildet hat, die mit äußerem Gepränge in Amtstracht und liturgischer Ausgestaltung dem Schaden aufzuhelfen sucht. Ueberall, wo Leben aus Gott ist, da drängt die Form zur Einfachheit zurück. Mit einer feierlichen Ausgestaltung des Abendmahls gewinnen wir keine Seele für Gott, wie man in jenen Kreisen meint.

Ebensowenig aber mit dem Liberalismus oder der modernen Theologie. Es muß ganz klar ausgesprochen werden, daß das innere Leben aus Gott nur von Jesus, dem Gekreuzigten, Auferstandenen und lebendig gegenwärtigen Heiland ausgehen kann. Alles andere mag bestenfalls eine Arbeit im Vorhof sein, aber sie kann unmöglich ins Heiligtum führen. Das aber scheint mir auf dem Kirchentage nicht klar genug zum Ausdruck gekommen zu sein, oder besser gesagt, wenn es zum Ausdruck kam, denn es wurde ja von einzelnen Rednern klar betont, so wagte man doch nicht, daraus die Konsequenzen zu ziehen, der Organisation zuliebe.

Man spürte wirklich auf dem Kirchentage den Riß, und man war eifrig dabei, ihn zu verkleben. Ich habe in Venedig vor Jahren bereits den neuen Kampanile, den gewaltigen Glockenturm, gesehen. Der alte hatte bekanntlich einen Riß bekommen. Den verklebten sie, bis eines Tages der Turm zusammenstürzte. Daß der Dresdener Kampanile einmal zusammenstürzen wird, ist mir klar, wir wissen nur nicht **wann**. Vielleicht erst bei der Wiederkunft des Herrn. Das wird dann für alle sichtbar sein, das brauchen wir nicht zu glauben. Unsichtbar aber wird dann die Erlösung der Gemeinde Jesu sein. Das glauben wir.

Ich glaube an einen Organismus innerhalb der neugeschaffenen Organisation, der in dem Zweckverband der evangelischen Volkskirche zusammengeschlossenen Landeskirchen Deutschlands. Man will sich wenigstens jetzt noch nicht dem in den entschieden christlichen Kreisen vorhandenen Leben aus Gott verschließen. Man hat den berufenen Vertreter der Gemeinschaftsbewegung Deutschlands nicht nur zum Wort kommen lassen, man hat auch seine Forderungen an der zukünftigen Landeskirche im großen und ganzen gebilligt. Man hat der Lockerung des Parochialzwanges, der Forderung auf Benutzung der Kirchen durch Evangelisten, einer freieren Form des Abendmahls, der Bildung von Minoritätsgemeinden zugestimmt.

Das war viel, und darüber können wir uns freuen. Doch wollen wir uns mit Maßen freuen, daß uns die Freundschaft der Weltkirche — ich meine der Volkskirche — nicht zum Fallstrick wird. Wir wollen uns hüten, daß unser Organismus nicht am Ende von der Organisation zu eng umfaßt wird oder in ihr aufgeht, denn dann wäre unser Unsichtbares in dem Sichtbaren aufgegangen.

Ich glaube an eine heilige, christliche Kirche, die Gemeinde der Heiligen außerhalb **und** innerhalb der deutschen evangelischen Volkskirche.

Hauptpastor **Hauxfel**, Lübeck.
— Auf der Warte.

---

## Ein Brief aus Rußland

**Louisville**, Ky., den 25. Juni 1920. Werter Herr Editor! In den früheren Nummern der „Mennonitischen Rundschau" machte Herr Wiens mehrere Male bekannt, Briefe aus Rußland in die Redaktion zu senden. — Vorige Woche erhielt ich zu meiner großen Freude den ersten Brief von meinem Vater seit einem Jahre. Mein Erstaunen war noch größer, als ich auf dem Umschlag eine amerikanische Marke sah und den Poststempel „New York". Aus dem Briefe stellte sich heraus, daß Herr Gerhard Hiebert aus Californien in Rußland war und auch meine Eltern besuchte. Bei dieser Gelegenheit gab mein Vater einen Brief an mich mit. Ich bringe ihn hier gekürzt:

Liebe Kinder! Es sind bald zwei Jahre, daß wir von Euch den letzten Brief erhielten. Ob Ihr je etwas von uns erhalten habt, habe ich aus Euren Briefen nie ersehen können. Nun, kurz und gut, wir leben bis jetzt noch alle, obzwar es jeden Tag möglich ist, daß wir dem Tode verfallen können, denn ich bin einmal dem Tode durch Mörderhand sehr nahe vorbeigegangen. Gott ließ es nicht zu. Mörder und Banditen, abwechselnd mit anderen politischen Parteien, tyrannisieren das Land. Stehlen, rauben und plündern tun aber alle! Sie morden, je nachdem es die Partei für nötig findet. Mit einem Worte, es ist vollständige Anarchie nach allen Seiten. Nun, ich will aufhören, über Politik zu schreiben, Eure Zeitungen bringen darüber wohl genug. Wir bekommen sehr selten eine Zeitung zu sehen.

Herr Hiebert aus Californien, bei Reedley, ist diese Nacht bei uns Gast und will diesen Brief besorgen. Es ist möglich, daß Ihr ihn besucht und dann erzählt er Euch zur Genüge über alles, wie es hier sieht und wie es hier geht. Er ist gerade in der schlimmsten Zeit hier gewesen! Weil es mir gerade in den Sinn kam, will ich Euch berichten, daß Frau Prochanowa (ihr Mann ist der Vorsitzende des Bundes der russ. evangel. Christen) mit ihren zwei Söhnen aus Petersburg flüchtete, um nicht dort zu verderben. Ihr Mann blieb dort. Unter 1000 Rbl. den Tag ging es schon im Mai vorigen Jahres nicht zu leben. Sie wollte sich bei uns und bei Heinrich Braun in Halbstadt aufhalten und dann sehen, ob sie nach dem Kaukasus kommen könnte. Sie kam bis Melitopol, dort lag ihr Sohn einen Monat krank an Typhus. Dann holten wir sie zu uns, der Sohn kam ins Krankenhaus, wurde besser und nach einem Monat fuhr sie über Berdjansk und Rostow(?) nach Wladiwostok ab. Unterwegs bekam sie Cholera und starb einen Tag nachdem sie in Wladiwostok ankam.

Philipp ist mobilisiert von den sogenannten weißen und bei diesem Parteikampf in Gefahr, bei der ersten Gelegenheit von den „schwarzen oder Machnowze" erschossen zu werden. Im vorigen Winter (vor anderthalb Jahren) war er und Abraham auf dem Chutor, und wären beide bald erschossen worden von den Bolschewisten, die dort auch hausten wie Diebe und Mörder. Gott hielt seine Hand über ihnen und beide blieben am Leben.

Im Verlauf des letzten Monats waren wir nicht in Lebensgefahr. Mußten oft Contributionen zahlen und so hin und wieder geben. Fuhrwerken mußten wir sehr viel, sodaß wir oft nicht wußten, wo Mensch und Vieh war.

Vor einem Monat wurden wir von einer Bande sogenannter Machnowze überfallen die uns sehr beraubte und auch, wenn Gott es zugelassen hätte, uns töten wollte. Die Pferde nahmen sie uns, an Geld, was da war. (Es passierte in derselben Zeit, als in Blumenort so viele Männer getötet wurden.)

Der Weizen preist jetzt bis 900 Rbl. das Tschw., auf manchen Stellen bis 3000 Rbl. Butter 75 Rbl. das Pfund, Schmalz ebenso, Fleisch 25 Rbl. das Pfund, Zucker von 50—100 Rbl. das Pfund. Gewöhnlicher Kattun bis 140 Rbl. der Arschien. Pferde bis 30,000 Rbl. das Stück. Viele Wirte haben kein Pferd mehr behalten. Die großen Güter sind alle ohne Wirte, entweder getötet oder geflohen. Wir haben auch das wirtschaften aufgegeben. Haben diese Ernte noch teilweise aufheben können.

Auf Stellen, sowie auch hier, haben sogar die Frauen und Mädchen sehr zu leiden gehabt von den Banden. Besonders hat die alte Kolonie diesbezüglich bis jetzt mehr gelitten, als Molotschna, ganz abgesehen von den Gütern, die nach allen Seiten sehr gelitten haben. Von vielen Stellen, sowie von Friedensfeld haben wir schon seit anderthalb Jahren keine Nachricht. Briefe gehen überhaupt sehr unsicher.

---

Mein Vater ist Joh. Isaak von Tiege, Taurien, der Sohn von Philipp Isaak. Ich bin verheiratet mit einem russischen Lehrer und Prediger. Vor zwei Jahren kamen wir nach Amerika. Die letzten schweren Ereignisse unter den Mennoniten, besonders auch die Grausamkeiten in Blumenort, brachten mich tief ins Gebet. Brüder und Schwestern, wir sollten viel mehr für unsere Geschwister in Rußland beten!

Ihre in Christi Liebe:

**M. Neprasch.**

P. S. Bitte könnten Sie mir nicht die Adresse des oben erwähnten Herrn G. Hiebert geben? Sie können verstehen, ich möchte gerne mehr wissen von ihm. Gleichfalls bitte ich um die Adresse des Herrn W. Neufeld, der zusammen mit Herrn M. Fast die Reise nach Sibirien machte.

Mit herzlichem Dank: Dieselbe.

(Aus dem „Vorwärts" sehe ich, daß Br. G. G. Hiebert sich einige Wochen in Hillsboro, Kansas, bei seinen Brüdern aufhalten wird. So würde ein Brief, adressiert: G. G. Hiebert, care of J. D. Fast, Editor, Hillsboro, Kans., ihn gewiß erreichen. Weiterhin wird seine Adresse Reedley, Calif., sein. Br. W. Neufeld wohnt, so viel ich weiß, auch in Reedley, Calif., doch weiß ich es nicht genau. Ed.)

---

## Die südrussischen Mennoniten in der Kriegs- und Revolutionszeit

(Von G. G. Hiebert von drüben mitgebracht.)

Am Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts kamen die Mennoniten aus Preußen und Polen nach Süd-Rußland, um dort eine neue Heimat zu finden, wie die Mennoniten in ihrer Geschichte ja so oft ihr Bündel schnüren, zum Wanderstab greifen, von der liebgewordenen Scholle sich losreißen mußten, um in der Ferne und Fremde Heimatrecht und Heimatglück zu suchen. Nicht Wandertrieb und wirtschaftliche Genußsucht, sondern die Not hat die Mennoniten je und je zu Massenemigrationen gezwungen.

Von großer Not, wie sie die südrussischen Mennoniten in den letzten fünf Jahren unter Gottes Fügung und Zulassung betroffen hat, sollen die nachstehenden Zei-

len den amerikanischen Mennoniten ein Bild geben. Vor einigen Wochen wurden die Weltmeere von einem orkanartigen Sturm aufgewühlt, und manches Schiff ist ein Raub der rasenden See geworden, besonders auch in dem Schwarzen Meer, das die südrussischen Gestade umspielt. Das ist ein Bild jener erschütternden Ereignisse im früheren Zarenreich, von denen in steigendem Maße die südrussischen Mennoniten in Mitleidenschaft gezogen worden sind, wie gewiß auch die Mennoniten im Osten Rußlands, von denen jedoch bestimmte Nachrichten fehlen. Die Not schlug ihre Wellen immer höher und höher, das mennonitische Gemeindeschifflein Sturm und Wogen preisgebend. Hie und da legten sich die Wellen, weil der Meister, den das Geschrei der Seinen rief, ihnen gebot, hin und wieder kamen Land und Hafen in Sicht, aber da brach das Unwetter aufs neue los, grimmiger als zuvor, schrecklicher als je.— Jetzt, wo diese Zeilen geschrieben werden, sind die mennonitischen Kolonien im Süden Rußlands wieder in dunkelste, grauenhafteste Nacht gehüllt, und nur der unerschütterliche Glaube an Gott, der ein Herr ist nicht bloß über den Tag, sondern auch über die Nacht, kann die Gemeinden vor Verzweiflung bewahren und die Hoffnung auf baldige und starke Hilfe aufrecht erhalten.

Wenn nun die Leidensgeschichte der russischen Mennoniten während der Kriegs- und Revolutionszeit an dem Auge des mennonitischen Lesers in Amerika, wenn auch nur in gedrängter Darstellung, vorüberzieht, so schicke er sich an mitzufühlen, mitzuleiden, mitzuhelfen.

a.) Liquidation

Die Drangsal der Mennoniten begann mit der Eröffnung des blutigen europäischen Krieges. Uebrigens hatten sie schon mehr als ein Jahrzehnt vorher unter der Willkür besonders der Schulbehörden zu leiden. Man ging z. B. darauf aus, ihre aus Privatmitteln unterhaltenen Schulen, in denen der Reichssprache wirklich sorgfältige Aufmerksamkeit gewidmet wurde, mehr und mehr aus ihren Händen zu nehmen und zu russifizieren. Man stellte russische Lehrkräfte an, ohne die Unterhalter der Schule zu fragen, ob ihnen diese Lehrkräfte zusagten oder nicht. Man verweigerte die Bestätigung neu entstandener Fortbildungsschulen, oder die Bestätigung vorgestellter Lehramtskandidaten usw. Die Administration mischte sich auch in die religiösen Gemeindeangelegenheiten, verbot z. B. die Gastpredigten und würde damit die enge Fühlung, in der die mennonitischen Gemeinden, selbst verschiedener Richtung, stets gestanden hatten, unterbunden haben. Aber erst mit dem 19. Juli 1914 kamen all die feindlichen Stimmungen in den Beamten- und Offizierskreisen, in den Kreisen der Gebildeten und Halbgebildeten und in den Volksmassen gegen die deutschen Kolonisten zum Ausbruch.

Die Mennoniten waren fast ausschließlich gute russische Patrioten. Daß die mennonitischen Gemeinden patriotisch fühlten, ist vor allem auch daraus zu sehen, daß noch vor der öffentlichen Kriegserklärung und dann gleich nach der Kriegserklärung die Leiter der Gemeinden die mennonitischen Jünglinge zur Meldung für den freiwilligen Sanitätsdienst aufriefen, ein Aufruf, der sehr guten Erfolg hatte. Als dann später die Mobilisation der mennonitischen Dienstpflichtigen offiziell angeordnet und durchgeführt wurde, haben sich die Mennoniten in Wald-, Sanitäts- und Komptoirdienst durch Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit ausgezeichnet, worüber sowohl schriftliche Anerkennungsschreiben seitens hoher Beamten, als auch persönliche Auszeichnungen ein beredtes Zeugnis ablegen. Nirgends ist ein Fall bekannt geworden, daß ein Mennonit seine Pflicht als russischer Staatsbürger verletzt hätte. Im Gegenteil, ein russischer Militärarzt, der aus der deutschen Gefangenschaft nach Rußland zurückkehrte, hielt es für seine Pflicht, die loyale Haltung der mennonitischen Kriegsgefangenen in Deutschland durch eine besondere Denkschrift der höchsten Militärbehörde zur Kenntnis zu bringen.

Man kann sich denken, wie niederschmetternd es auf die Mennoniten wirken mußte, als schon bald nach dem Beginn des Krieges die russischen Zeitungen, und zwar die einflußreichsten, sie zusammen mit den andern Kolonisten lutherischer und katholischer Konfession als Agenten des Germanismus, als geheime oder auch offene Feinde des Reiches, als eine große Gefahr für die kämpfende russische Armee hinstellten. Ganz am Anfang erschienen zwar mennonitenfreundliche Artikel, in denen besonders die mennonitischen Sanitäre gerühmt wurden; aber dann schwenkte die Presse ganz plötzlich um und verstieg sich zu den schamlosesten Verdächtigungen. „Wenn nach dem Kriege," so schrieb eine große Zeitung, „die Mennoniten wieder mit einer Auswanderung drohen werden, so wird Rußland rufen: Glückliche Fahrt! Wir haben an unsern eigenen Mennoniten genug." — Gemeint sind die evangelischen Christen, von denen manche den Militärdienst verweigern. — Es hat, wie die russischen Mennoniten aus guter Quelle wissen, ein Projekt bestanden, die mobilisierten Mennoniten in die Kohlenschachten zu schicken, und nur dem energischen Protest eines Ministers ist es zu verdanken, daß daraus nichts wurde. Ebenso plante man im weiteren Verlauf, die Mennoniten aus ihren Kolonien auszusiedeln, und zwar nach dem Osten, wie zu Beginn des Krieges die wolhynischen Kolonisten; aber Gott hat diese Katastrophe von den mennonitischen Gemeinden gnädig abgewendet, wie er auch den eben erwähnten bösen Rat zunichts gemacht hat.

Die antikolonistische Stimmung machte sich sehr bald in verschiedenen Maßnahmen der Administration geltend, welche die Gefühle der Mennoniten, wie der Kolonisten überhaupt, tief verletzten. Man verbot den Mennoniten nicht bloß das Deutschsprechen auf den Straßen und öffentlichen Plätzen. sondern auch die deutsche Predigt. Damit wurde der mennonitische Gottesdienst an der Wurzel getroffen, die Gottesdienste durften hinfort nur lithurgischen Charakter tragen: die Gemeinde sang, der Prediger las einige passende Stellen aus der Schrift vor, worauf der Gottesdienst mit Gebet endigte. Manche Prediger wußten übrigens Bibelabschnitte oder auch einzelne Bibelstellen so geschickt zu gruppieren, daß es kleine Predigten aus lauter Gottesworten gab. Es hat die Gemeinde aus diesen Bibellektionen ohne Erläuterungen gewiß auch reichliche Erbauung geschöpft, andererseits lernte sie auch wieder den Wert der Predigten mehr schätzen. Die Angehörigen mußten besonders auf Hochzeiten und Begräbnissen ein Wort der Mahnung und des Trostes stark entbehren. Die Predigt in russischer Sprache überstieg in den meisten Fällen die Kräfte der Prediger und oft auch das Verständnis der Zuhörer; sie war aber auch aus politischen Gründen nicht geboten, weil die Staatskirche in ihr Propaganda erblickt hätte. Es wurde durch die Kommission für kirchlicheAngelegenheiten, das ständige Zentralorgan der Allgemeinen Mennonitischen Bundeskonferenz, alles getan, um die Erlaubnis, deutsch zu predigen, wieder zu erlangen, und schließlich wurde die törichte Maßregel aufgehoben. Ein Glück, daß sie nicht überall gleich streng durchgeführt worden ist, z. B. in den Krimmer Gemeinden, die sich ganz nahe an dem Sitze der Gouvernementsbehörde befinden, von welcher der Befehl ausgegangen war. Man muß die administrativen Verhältnisse im alten Zarenreiche kennen, um ein Verständnis für eine solche auffallende Erscheinung zu haben. — Einen weiteren starken Eingriff in die Bürgerfreiheit der Kolonisten bildete eine, wenn auch nur zeitweilige Verordnung, daß diese sich auch in Privathäusern nicht mehr als zu zwei Mann versammeln dürften. Es gab Mennoniten, die dieser obrigkeitlichen Anordnung, um nicht zu sagen Laune, gewissenhaft nachkommen, um sich auch damit als loyale Bürger zu bewähren. Andere suchten der Sache eine humoristische Seite abzugewinnen; denn wem soll das Lachen nicht ankommen, wenn die Verblendung zu solchen tollen Dingen kluge Politiker verleitet. Der Fanatismus macht blind und die Wut dumm. Die Humoristen unter den Mennoniten kalkulierten: „Wenn das Reich dadurch gerettet werden kann, daß wir unsre Abendbesuche einschränken, so wollen wir dem Reiche diesen Dienst erweisen." Die meisten Mennoniten aber fühlten sich tief gekränkt, und vielen ist durch solche unsinnigen Chikanen der Patriotismus erst abgekühlt und schließlich ganz in die Brüche gegangen. Von einem gewissen Standpunkt aus war es logischer, daß die Administration die deutschen Zeitungen schloß. Aber am empfindlichsten wurden die Kolonisten aller Konfessionen durch die in ihrer Ungerechtigkeit himmelschreienden Gesetze am 2. Februar und 13. Dezember, 1915, über die Liquidation des deutschen Landbesitzes getroffen. Diese Allerhöchst bestätigten Gesetze bezogen sich auf alle diejenigen Kolonisten, welche entweder selbst oder deren

Vorfahren direkt aus Deutschland ausgewandert und nach Rußland gekommen waren. Die Gesetze bestimmten für den deutschen Landbesitzer eine Frist von einem Jahr und zwei Monaten zum freiwilligen Verkauf ihres Landes; diese Frist wurde nachher noch verkürzt. Nach Ablauf dieser Frist sollte das Land der Bauernlandbank verfallen. Diese sollte das Land zu einem Preise annehmen, den sie selbst festzusetzen hatte. Die Landbank sollte das Land nicht mit barem Gelde, sondern mit ihren 4 Prozent Pfandbriefen bezahlen. Diese Pfandbriefe sollten erst nach 25 Jahren zahlbar sein. Das lebende und tote Inventar sollte von der Landbank abgeschätzt und in derselben Weise wie das Land vergütet werden. Es war vorauszusehen, daß sich für ein so großes Quantum Land (ca. 5 Millionen Deßjatinen — 15 Millionen Acker) nicht Kaufliebhaber in genügender Anzahl finden würden, zumal der Krieg noch in vollem Gange war; das ganze Land mußte somit der Landbank notwendigerweise verfallen, und diese konnte den Landpreis und sonstige Bedingungen der Uebernahme nach ihrem Ermessen bestimmen. Die Absicht der erwähnten Liquidationsgesetze lag klar zu Tage: eine völlige wirtschaftliche Ruinierung der Kolonisten. Die schlimmsten Befürchtungen trafen ein. Niemand verkaufte sein Land freiwillig und die Landbank begann nach Ablauf der gesetzlichen Frist die fälligen Ländereien in Beschlag zu nehmen. Der Landpreis wurde so niedrig bestimmt, daß es wie ein Hohn schien. Auf dieselbe Weise „liquidierte" man das Inventar (Vieh, Maschinen usw.) Dieses wurde in ganz kurzer Zeit nach der Uebernahme zum Teil durch die unkundige und nachlässige Verwaltung seitens der Bank verschleudert, zum Teil von den russischen Bauern der umliegenden Dörfer verschleppt. Die liquidierten Besitzer erhielten weder Geld noch die vorgesehenen Pfandbriefe. Glücklicherweise funktionierte der schwerfällige Apparat der Bank so langsam, daß bis zum Eintritt der Revolution nur der kleinere Teil des deutschen Grundbesitzes liquidiert werden konnte. Immerhin hat die Bank großes Unheil angerichtet. Sie stand eben unter dem Einfluß politischer Stimmungen. In den Häuptern der russischen Politiker spukte nämlich die fixe Idee, die besonders der Journalist Rennikow mit viel Phantasie und wenig Gewissen kolportierte, daß die Ansiedlung der deutschen Kolonisten nach einem Plane der deutschen militärischen Autoritäten stattgefunden habe, und daß die Anlage der Wirtschaften strategischen Zwecken diene. So dienten nach seiner Darstellung in seinem Buche „Rheingold" die Ziegelzäune längs der Straße wie auch die massiven Wände der Wohn- und Wirtschaftsgebäude der militärischen Verteidigung. Die Gräben um die Hofstellen und Gärten seien Trencheen, die bunten Ziegel auf den Dächern seien Signale für feindliche Luftschiffahrer, und was des Blödsinns noch mehr war.

Der Angelpunkt der erwähnten Gesetze war die politisch-deutsche Abstammung. Darum versuchten die deutschschweizerischen Kolonisten lutherischer Konfession auf Grund ihrer schweizerischen Herkunft, der Anwendung dieser Gesetze auf ihren Landbesitz Einhalt zu tun; ihrem Beispiele folgend, versuchten dasselbe auch die Mennoniten, die anerkanntermaßen niederländischer Herkunft sind. Zu diesem Zweck wurde anfangs Dezember 1916 eine mennonitische Deputation nach Petersburg gesandt. Diese verfügte über gutes Geschichtsmaterial, welches jene erwähnte Abstammung der Mennoniten zur Evidenz erhob. Ein entsprechendes Memorandum wurde an die verschiedenen Ministerien, sowie an die tagende Reichsduma eingereicht, ohne daß ein handgreiflicher Erfolg erzielt worden wäre. Ein Gesuch direkt an den Kaiser blieb noch als letzter Ausweg übrig; es wurde eingereicht und schien mit Erfolg gekrönt werden zu sollen, als Ende Februar die Revolution ausbrach. Die deutschen Kolonisten hofften nun auf einen Bruch mit dem alten System. Man atmete auf, man glaubte fest, daß nun für die politischen Stiefkinder in Rußland eine Zeit der bürgerlichen Vollrechte und damit des bürgerlichen Vollglückes angebrochen sei. Man kannte Leute, die durch die trüben Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit trübsinnig geworden waren und sich hatten verbittern lassen, mit jugendlichem Frohsinn in die Zukunft zu blicken. Doch der tödliche Meltau der Enttäuschung zerstörte alle diese Blüten. Die zeitweilige Regierung hob zwar einige Verfügungen, die gegen die Kolonisten gerichtet waren, auf, aber das Presseverbot und vor allem die Gesetze über die Landenteignung blieben in Kraft. Man gewährte jedermann die bürgerliche Vollberechtigung, nur den Kolonisten nicht, jenen Leuten nicht, die stets zu den tüchtigsten, zu den staatserhaltenden Elementen gehört hatten, den Kolonisten nicht, die in der Folgezeit, als die Anarchie mit ihren schmutzigen Wellen das Reich bedeckte, einsam als Ordnungspartei dastanden, die sich treu blieben, u. zwar unter den schwersten und blutigsten Opfern. Auch hier verblendete wieder einmal der Fanatismus die Klugen und machte sie zu Narren.

(Fortsetzung folgt)

### Klagegeschrei der Terekter Flüchtlinge.

Am 8. März, 1918, kamen wir, Endesunterzeichnete, Flüchtlinge der Chassaw Turter Ansiedlungen auf unserer Flucht in Welikoknjasheskoje, Kubangebiet, wo wir zeitweilig Unterkunft gefunden, zusammen, um über die uns zugefügten Gewalttaten von seiten unserer gewesenen tatarischen u. tschetschenischen Nachbarn diesen Klageschrei an unsere Brüder in aller Welt zu senden. Gleichzeitig werden folgende Männer: Rudolph Buhse und Cornelius Penner, beauftragt, Mittel und Wege zu schaffen, um für uns in unserer unerträglichen Lage Hilfe zu suchen. Vor ungefähr 20 Jahren wurde im Chassaw-Turter Kreise angesiedelt. Das Land wurde von tatarischen und russischen Gutsbesitzern nach Uebereinkunft gekauft und bar ausgezahlt. Im Kampf mit allen Schwierigkeiten einer neuen Ansiedlung ist es unter vielen Entbehrungen gelungen, eine Existenzmöglichkeit zu schaffen, obzwar wir beständig unter Raub und Mord von seiten der asiatischen Bevölkerung litten. Die Roheiten unserer Nachbarn gingen in letzterer Zeit so weit, daß wir 1917 unsere Feldarbeiten nur bei äußerster Lebensgefahr verrichten konnten, wobei mehrere Fälle von Raub und Mord hinter dem Pfluge geschehen sind. Selbst die Gottesdienste konnten in einigen Dörfern nur unter bewaffnetem Wachtdienste stattfinden.

In Anbetracht dieser Zustände sind die Vertreter unserer Ansiedlungen mit den Führern der Ureinwohner, den Fürsten, Geistlichen, wie auch mit dem Volke direkt, wiederholt in Unterredung getreten um solche Mißstände zu beseitigen. Jedesmal nun sind unseren Vertretern die besten Versprechungen gegeben worden, die aber niemals gehalten wurden. Nachdem wir die Absichten der Tataren endlich durchschaut hatten, wurde es uns klar, daß sie es nicht nur auf Beraubung, sondern auf die gänzliche Vernichtung unserer Ansiedlungen und Ausrottung einiger Dörfer, welche es wagten, sich zur Gegenwehr zu stellen, abgesehen hatten. Darum baten wir sie um eine kurze Frist, damit wir durch freien Auszug auch nur unser Leben retten könnten. Aber auch diese unsere letzte Bitte wurde uns nicht gewährt. Als Antwort umzingelten sie unsere Ansiedlungen, belagerten sie tagelang und beschossen sie. Hätte nicht die ganze Mannschaft Tag und Nacht in voller Ausrüstung zur Abwehr auf Wache gestanden, wobei es natürlich nicht ohne Verluste an Menschenleben von unserer Seite ablief, so wären wir alle verloren gewesen.

So mußten wir unsere wohl eingerichteten Häuser und Höfe verlassen, die notwendigste Habe, besonders die Furage, mit uns führend. Einige Dörfer wurden noch in letzter Stunde überfallen und schändliche Gewalttaten wurden verübt, die Nahrungsmittel aber wurden entrissen u. in den Kot getreten. Mehr als 100 Familien wurden im Aul Kasii-Turt gewaltsamer Weise aufgehalten und gezwungen, die noch in aller Eile auf die Flucht mitgerafften Sachen und Vieh für einen Spottpreis zu veräußern, und außerdem mit Unterschrift zu bescheinigen, daß sie auf der Flucht aufs beste beschützt gewesen vom Aul Kasi-Turt, während schweres Belastungsmaterial gesammelt werden kann.

Mehreren Dörfern gelang es nur dank der Hilfe einer Abteilung freiwilliger Soldaten, die von unserer Notlage Kunde er-

hielten, obzwar unter Kreuzfeuer und unter dem Schutze der Nacht, mit bloßem Leben zu entkommen, wobei sie auf der ganzen Strecke ihrer Flucht bis an den Terek Fluß verfolgt wurden.

Auf den Poststraßen und Feldwegen wurden mehrere unserer Familienväter und junge Männer, sogar Weiber und Kinder, ermordet und beraubt. Auf welcher niedriger Stufe diese wilden Horden, welche uns terrorisierten, stehen, illustriert sich am deutlichsten daran, daß sie die Kirchen schändeten und auf den Gottesackern die Gräber aufwühlten, wo die von ihnen schmählich ermordeten beerdigt sind.

Unsere Ansiedlung bestand aus ca. 40 Dörfern, einer Anzahl Großgrundbesitzungen und zählte ca 1200 Familien auf einem Ansiedlungsgebiet von ca. 60,000 Deßjatinen.

Die Ansiedlung war kultiviert, kanalisiert, bebaut, bepflanzt und hatte eine Reihe von artesischen Brunnen. Der Willkür der rohen Räuberhorden mußten wir folgendes Eigentum überlassen: Laut Taxe von 1914 bei Normalkurs des Rubels: 1. 60,000 Deßjatinen Land zu 200 Rubel, macht 12,000,000 Rubel; 2. an Bauten, Obst- und Weingärten, Viehbestand, Maschinen Ackergeräten Getreide Aussaat und Hausinventar 35,000,000 Rubel. Insgesamt ein Vermögen von ca. 47,000,000 Rubel (siebenundvierzig Millionen Rubel).

Als Entschädigung für den Verlust der für 1918 gemachten Getreideaussaat und Reisespesen werden von obiger Totalsumme vom Tage der Flucht gewisse Prozente berechnet, d. h. Zinsen. Ueber die Vermögensaufnahme jedes Ansiedlers, liegt eine spezielle Liste vor.

Nun stehen wir nakt, bloß und hilflos da. In Anbetracht der 20jährigen Erfahrungen mit den Ureinwohnern, bezüglich ihrer Treulosigkeit, Raub- und Rachsucht, bekunden wir hiermit, daß wir zukünftig nicht die Möglichkeit finden, je wieder auf unsere Ansiedlungen zurückzukehren, und wir drücken hiermit unser Verlangen aus, sämtliche Verluste nach spezieller Taxierung zu Normalpreisen von den Schuldigen in Bar bezahlt zu erhalten und gerne bereit sind, eine neue Ansiedlung unter friedlichen und geordneten Verhältnissen zu gründen. Darum werden obige Vertrauensmänner gebeten, nach neuer Ansiedlungsmöglichkeit Ausschau zu halten und gehörigen Orts vermittelst energischem, praktischem Vorgehen bald möglichst Fühlung zu suchen. Sollte uns Trostlosen ein Hoffnungsstrahl aufleuchten, so sind die Vordermänner gebeten, uns, die wir von heute ab in alle Winde auseinander flüchten, rechtzeitig durch Zeitungsberichte entsprechende Winke zu geben über Zeit und Ort, wo wir uns zu einer Beratung treffen können.

(Unterschriften.)

Daß diese Kopie mit dem Original gleichlautend ist, bescheinige ich am 5. November, 1919, mit Unterschrift und Siegel.

Terek Gebiet. Nikolajewer Gebietsvorsteher. C o r. P e n n e r.

(Mennonitische Blätten sind gebeten, diesen Aufsatz aufzunehmen.) —Vorwärts.



### Nicht verloren!

Superintendent Auge erwähnte in einer Predigt, daß Frau Rat Tholuck einst mit ihm über die Leiden ihres Mannes geredet habe. Unter anderm habe sie erzählt, daß ihr Mann am Abend vor Eintritt einer bösen Gehirnkrankheit, den müden Kopf in die Hände gestützt, zweimal laut ausgerufen habe: „Nicht verloren! nein nicht verloren!" Offenbar hatte der Fürst der Finsternis die leibliche Schwäche des Kranken benutzt, ihm seinen Gnadenstand streitig zu machen und ihm seine Heilsgewißheit zu rauben. Das Ende dieses Kampfes war dann der sieghafte Glaubensruf: „Nicht verloren!" — Daraus sehen wir, daß auch geheiligte und gereifte Kinder Gottes noch in große Anfechtungen kommen können, besonders dann, wenn körperliche Schwachheiten das Innenleben beeinflussen. In solchen Stunden muß man, wie Tholuck, sich anklammern an die Verheißungen Gottes. Tiefer als in die Arme Gottes und an Jesu Herz kann man dann nicht fallen. Daran hat sich auch Paulus festgehalten, wenn er im Blick auf all die innerlich und äußerlich durchlebten Leiden ausruft: Ich bin gewiß, daß weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten, noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn.



### Törichtes Beten.

Ein beredter Prediger sagte: „Während das gläubige Gebet sicher sein kann, erhört zu werden, gleichen unsere Gebete nur zu oft den boshaften Streichen der Kinder in der Stadt, die an die Türen der Nachbarn klopfen und dann davonlaufen. Wir pochen oft an die Gnadentür und laufen dann fort, anstatt auf Einlaß oder auf eine Antwort zu warten. Wir handeln, als ob wir Furcht hätten daß unsere Gebete erhört werden.

# Die spanischen Brüder.

Von D. Alcock.

(Fortsetzung)

„Ich höre dankbar auf alles, was Ihr sprecht."

„Ich weiß, daß Ihr jetzt eine Flucht aus der Stadt wagen dürft. Aber wenn Ihr an einem sichern, ruhigen Ort darin verborgen bleibt, bis dieser Sturm vorüber ist, könntet Ihr Euch später unbemerkt wegschleichen. Don Garcia sagt, man sucht so scharf nach den Lutheranern, daß jeder, der sich nicht genau ausweisen kann leicht für einen von der verfluchten Sekte gehalten wird. Das wird aber nicht immer währen; in etwa einem halben Jahr ist diese Panik vorbei. Und diese Zeit könntet Ihr in Sicherheit zubringen, wenn Ihr Euch in der Wohnung meiner Lavandera (Waschfrau) verbergen wollt."

„Ihr seid so gut—"

„Still, hört zu! Ich habe die ganze Sache eingefädelt. Wenn Ihr einmal dort seid, werde ich sorgen, daß Ihr nichts entbehrt. Es ist im Morrero (das maurische Stadtviertel), ein Haus mitten in einem wahren Labyrinth von Gassen, ein Kammer im Haus, die man mühsam suchen müßte, bis man sie fände."

„Wie aber soll ich sie finden?"

„Ihr sahet doch das Mädchen, das meine kleine Inez hereinbrachte? Pepe, der Sohn meiner Waschfrau, will vor Liebe zu ihr sterben. Sie wird Euch ihn beschreiben und seinen Beistand zu dem Abenteuer erbitten, wird ihm die Geschichte aufbinden, die ich ihr erzählte, daß Ihr Euch eine Zeitlang zu verbergen wünscht, weil Ihr Euren Nebenbuhler in einer Liebesgeschichte erdolcht habt!"

„O, Donna Inez! Ich, — beinah schon ein Priester!"

„Nun gut, seid nicht so entrüstet, amigo mio! Was ließ sich denn tun? Ich durfte doch keinen Schimmer der Wahrheit verraten, sonst hätte ich sie nicht bewogen, einen Finger in der Sache zu rühren, und hätte ich beide Hände voll Gold-Dukaten geboten. Deshalb hielt ich es nicht für unrecht, Euch ein Verbrechen anzudichten, welches ihr Interesse, ihre Sympathie anregte und sie zu Eurer Hilfe geneigt machte."

„Es ist über alle Maßen seltsam," sagte Carlos. „Hätte ich mich nur gegen Gottes Gesetz und meines Nächsten Leben versündigt, so würden sie mir gern zur Flucht behilflich sein; ließen sie sich aber träumen, daß ich seine Worte in der Muttersprache lese, so würden sie mich ruhig in den Tod gehen lassen."

„Juanita ist eine gute, kleine Christin," bemerkte Donna Inez, „und Pepe ist auch ein rechtschaffener Bursch. Vielleicht findet ihr bei der alten Hexe, der Waschfrau, die aus maurischem Blut ist, gute Freundschaft; es heißt, daß sie ihren Muhamed besser kennt, als ihr Gebetbuch."

Hier wies Carlos jede Verbindung mit den Anhängern des falschen Propheten zurück.

„Woher soll ich den Unterschied wissen?" sagte Donna Inez. „Ich dachte, es sei ganz einerlei, Ketzerei ist Ketzerei. Aber ich wollte sagen, Pepe ist ein tapferer Bursch, ein richtiger Majo; seine Hand weiß sich mit den Guitarresaiten so gut zurecht zu finden, wie mit dem Dolchgriff. Er hat oft junge Ritter bedient, die ihren Damen nächtliche Ständchen brachten, und geht immer wie zu solchen Abenteuern ausgerüstet. Ihr bindet dann auch eine Guitarre über die Schulter (früher habt Ihr sie ja gespielt, und nicht ohne Erfolg, wenn Ihr nicht jetzt alle christlichen Talente vergessen habt —) besteckt den alten Sancho, daß er das Thor offen lasse und segelt morgen ab, sobald die Glocke Mitternacht schlägt. Pepe wartet auf Euch in der Candilejostraße bis ein Uhr."

„Morgen Nacht?"

„Ich hätte gesagt heute Nacht, allein Pepe muß auf einen Ball gehen. Außerdem wußte ich nicht, ob ich diese Unterredung früh genug erreichen konnte, um Euch vorzubereiten. Nun, Vetter," fügte sie ängstlich hinzu „nun wißt Ihr Eure Rolle und werdet dabei nichts verfehlen!"

„Ich verstehe alles, Sennora Cousine. Ich danke Euch von ganzem Herzen für die edlen Bemühungen, mich zu retten. Ob sie nun am Ende glücklich sein werden oder nicht, so ist es schon ein guter Erfolg, daß sie mir Hoffnung und Kraft einflößen und meinen Glauben an die alte verwandtschaftliche Güte erneuern."

„Still! Das ist Don Garcias Tritt. Es ist wohl am besten, wenn Ihr geht!"

„Nur noch ein Wort, Sennora! Wird meine großmütige Cousine ihre Güte krönen, indem sie, sobald es in Sicherheit geschehen kann, meinem Bruder einen Wink über dies gibt, was mit mir indessen vorgegangen ist?"

„Ja, dafür werde ich sorgen. Nun, adios?"

„Ich küsse Euch die Füße, Sennora!"

Sie reichte ihm rasch die Hand, auf welche er voll Freundschaft und Dankbarkeit einen Kuß drückte: „Gott segne Euch, meine liebe Cousine," sagte er.

„Vaya von Dios," klang es zurück. „Es ist dies vielleicht unser letztes Beisammensein," fügte sie im Geist hinzu.

Sie stand da und sah dem Forteilenden mit Tränen in ihren klaren Augen nach: in ihrem Herzen aber regte sich das Andenken an frühere Zeiten, wo sie so oft bei den rauhen Brüdern für das zarte, schüchterne Kind eingetreten war, das jünger und schwächer als die andern Knaben alle gewesen. „Er war immer so sanft und gut," dachte sie, „und eignete sich schon so schön zum künftigen frommen Priester! Ay de mi, welch' eigentümlich traurige Veränderung! Und doch kann ich gar solch' große Aenderung nicht finden! Er spielt mit dem Kind, plaudert mit mir, und scheint dabei ganz der alte, liebe Carlos. Freilich, der Teufel ist sehr listig; behüte uns Gott und unsre liebe Frau vor seinen Ränken!"



---

**Erwartung.**

Die Nacht ist schrecklich, der Tag so träg;
O wendest auch du dein Antlitz weg,
So bleibt nur der Sünde, des Elendes Grauen!
Auf wen soll man sehen, wem kann man trauen?

So wurde Carlos aus dem dumpfen trägen Zustand erzwungener Tatenlosigkeit aufgeschreckt. Aus der neu erwachten Hoffnung schöpfte er Mut und Willenskraft, um die ihm möglichen geringen und einfachen Vorbereitungen zur Flucht zu treffen. Er besuchte so viele seiner betrübten Freunde, wie er konnte, denn er fühlte, daß es hier mit seiner Wirksamkeit zu Ende ging.

Wie gewöhnlich, fand er sich zur Abendmahlzeit der Familie wieder ein. Don Balthasar, der neue Beamte, war anfangs nicht zugegen, erschien aber bald und sah so verstört aus, daß ihn sein Vater fragte: „Wo fehlt's?"

„Mir fehlt nichts, Sennor, mein Vater," erwiderte der junge Mann, indem er einen großen Becher Manzanilla zum Munde hob.

„Gibt es Neuigkeiten in der Stadt?" fragte sein Bruder Don Manuel.

Don Balthasar setzte den leeren Becher nieder.

„Keine große Neuigkeit," antwortete er. „Die verfluchten lutherischen Hunde bringen die ganze Stadt in Aufruhr."

„Was, noch mehr Verhaftungen?" rief Don Manuel der ältere. „Es ist furchtbar. Gestern war schon das erste Hundert voll. Wen haben sie jetzt?"

„Einen Priester vom Lande, Doktor Juan Gonzalez und einen Frater, Namens Olmedo. Aber das ist noch nichts. Meinetwegen können sie alle Kirchenleute in Spanien fassen und in die untersten Kerker der Triana schmeißen! Etwas andres ist es, wenn wir von Damen reden müssen, ja von Damen aus den feinsten, angesehensten Familien!"

Ein leichter Schauder, ein Vorwärtsneigen, wie um das nun Folgende eher zu erfassen, bewegte die ganze Tafelrunde. Don Balthasar schien jedoch nichts mehr sagen zu wollen.

„Ist es jemand aus unsrer Bekanntschaft?" fragte endlich die scharfe, hohe Sopranstimme der Donna Sancha.

„Jedermann kennt Don Pedro Garcia de Xeres y Bohorques. Es ist — ich sage es mit Zittern — seine Tochter."

„Welche?" schrie Gonsalvo mit einem Ton, der aller Blicke auf sein bleiches Gesicht mit den wild funkelnden Augen zog.

„Bei San Jago, Bruder! Sieh mich nicht so an! Kann ich dafür? — Es ist natürlich die Gelehrte, Donna Maria. Die arme Dame, sie kann wohl jetzt wünschen, daß sie sich um nichts bekümmert hätte, außer ihrem Brevier."

„Unsre Frau und alle Heiligen mögen uns beistehn! Donna Maria gefangen wegen Ketzerei — abscheulich! Wer ist denn nun sicher?", riefen die Damen und bekreuzten sich schaudernd.

Die Männer hingegen drückten sich schärfer aus. Stark und bitter klangen die Flüche, die sie auf die Ketzerei und die Ketzer häuften; doch würden sie, wie man zugeben muß, anders geredet haben, wenn sie es gewagt hätten. Im tiefsten Herzen galten ihre Flüche weniger den Opfern, als den Unterdrückern; und wäre Spanien ein Land gewesen, wo die Menschen ihre Gedanken aussprechen durften — so wäre Gonzales de Munebraga in einen tieferen Platz der Hölle verwünscht worden, als Luther oder Calvin.

Nur zwei blieben stumm. Vor Carlos Augen stieg das gedankenvolle, süße Mädchengesicht auf, das er kürzlich erst gesehn, wie es nach Losadas erhabenen Worten voll himmlischer Verheißung so hoffnungsvoll und glaubensfreudig gestrahlt hatte. Doch der Anblick eines andern Gesichts mit stillem, strengem, totengleichem Ausdruck, verwischte jenes Bild! Gonsalvo saß am Tische ihm gegenüber. Hätte er auch keine Aufklärung neulich von Donna Inez erhalten, so würde ihm dieser Anblick alles aufgeklärt haben. Die bleichen Lippen Gonsalvos konnten weder fluchen, noch beten. Keins der bittern Worte, die ihm sonst bei geringeren Anlässen so leicht zu Gebote standen, kam ihm jetzt zu Hilfe. Der wildeste Ausbruch der Leidenschaft wäre Carlos nicht so schrecklich vorgekommen, wie dieses unnatürliche Schweigen.

Doch niemand von den andern schien dies nach dem ersten Augenblick noch zu bemerken. Oder wenn sie Gonsalvos Blick und Gebahren auffällig fanden, so schrieben sie es den Schmerzen zu, die ihn öfter heimsuchten, bei denen er sich aber so oft gegen Ausdrücke des Mitgefühls gewehrt, daß man diese endlich unterdrückte. Nachdem man, so weit man durfte, die aufgeregten Gefühle gegenseitig ausgesprochen, wurde die Aufmerksamkeit wieder auf das noch nicht beendete Mahl gerichtet; es war keine fröhliche Mahlzeit, aber sie wurde nicht verschmäht, außer von Gonsalvo und Carlos, welche den Tisch verließen, sobald es unbeanstandet geschehen konnte.

Gern hätte sich Carlos bemüht, seinen Vetter zu trösten; aber er wagte nicht, ihn anzureden und ihn merken zu lassen, daß er um die Angst seiner Seele wußte.

Ein Tag blieb ihm noch bis zu seiner Flucht. Des Morgens ging er, wenn auch nicht ganz früh, in die Stadt, um weitere Abschiedsbesuche bei seinen Freunden zu machen. Er war erst wenige Schritte vom Hause, als er einen Herrn in einfachem, schwarzen Anzug, mit Schwert und Mantel, erblickte, der ihn im Vorübergehen genau betrachtete. Einen Augenblick später kam derselbe, der augenscheinlich die erst beabsichtigte Richtung geändert hatte, raschen Schrittes zurück und händigte ihm mit einem leis gemurmelten „Pardon Sennor!" ein Billet ein.

Ueberzeugt, daß irgend ein Freund ihm zur Warnung vor einer Gefahr Botschaft schicke, bog Carlos in eins der engen krummen Gäßchen ein, deren es in der halb orientalischen Stadt so viele gibt, und als er sich unbeobachtet glaubte, warf er hastig einen Blick auf die Schrift. Sein Auge erfaßte die Worte: Seiner Hochwürden der Herr Inquisitor — Don Gonsalvo — nach Mitternacht — Eröffnungen von Wichtigkeit — striktes Geheimnis —

Was sollte das heißen? Wollte ihm der Schreiber melden, daß ihn sein Vetter bei der Inquisition zu verraten gedenke? Das glaubte er nicht. Doch das Geräusch nahender Tritte ließ ihn das Papier eilig wegstecken — und im nächsten Moment faßte ihn Gonsalvo am Aermel.

(Fortsetzung folgt)



**Der Weg zu Christo**

Die Angst meines Herzens ist groß; führe mich aus meinen Nöten. Siehe an meinen Jammer und Elend und vergib mir alle meine Sünden. Psl. 25, 17. 18.

David Brainard fragte einst einen bekehrten Indianer, wie die Veränderung seines Herzens und Sinnes erfolgt sei. Dieser konnte ihm darauf keine bestimmte Antwort geben. Als sie aber mit einander eine Strecke Wegs in den Wald gegangen waren, blieb der Indianer stehen, sammelte einiges abgefallenes Holz, legte es in einen Kreis, setzte in dessen Mitte einen Wurm und zündete das Holz an. Der Wurm, sobald er die Hitze spürte, kroch bald auf diese, bald auf jene Seite; überall war Feuer. Nachdem er unter vergeblichem Bemühen, zu entkommen, sich nach allen Seiten gewandt hatte, so kehrte er in die Mitte des Kreises zurück und streckte sich verzweifelnd hin zum Sterben. In diesem Augenblicke nahm der Indianer den Wurm in seine Hand: das, sagte er, war der Weg, den Gott mich führte; ich sah Gottes zorniges Auge über mir leuchten. Ich versuchte es, dahinaus zu entfliehen, — da war Feuer; ich versuchte es dorthinaus — da war Feuer. Endlich gab ich es hoffnungslos auf und wollte sterben, — da unternahm es Jesus Christus, meine Seele aufzurichten. O teure Seele, die du in Sündennot kommst, denke daran, Jesus reißt dich heraus, wie jener Indianer selbst heraus genommen war, und wie er den sich krümmenden Wurm heraus nahm.